

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 4 (1855)

Artikel: Ausflug über den Rawyl nach Sitten an das eidgenössische Musikfest im Juli 1854
Autor: Lauterburg, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausflug über den Rawyl nach Sitten

an das eidgenössische Musikfest im Juli 1854.

Von

Franz Lauterburg, V. D. M.,
Pfarrer in der Lenk.

„Lobet den Herrn!“

Der 6. Juli 1854 war ein schöner Tag. Wir benutzten ihn zu einem Ausfluge in die Sennhütten des Mettschberges, erlabten uns an der herrlichen Hirtenkost und weideten unsere Augen an der reichen Natur, die, einem Kaufmanne gleich, ihren Schmuck in buntester Auswahl vor uns entfaltete, mit dem Unterschiede jedoch, daß es hier ächt großmüthig und uneigennützig hieß: „kaufet ohne Geld und umsonst; Alles ist Euer; vergesset nur nicht, dem Schöpfer ein Lob- und Danklied zu singen!“ Doch aber war ich auf dem Heimwege in die Lenk nicht zum Jubel gestimmt. Auf die Fortdauer der guten Witterung war nicht zu zählen. Der Westwind blies Wolken um Wolken vor sich her aus der Abendgegend, ärger als der stärkste Raucher es treiben kann, und ich sollte morgenden Tags trotz der drohenden Anzeichen den Rawyl passiren, um, einer getroffenen Verabredung zufolge, die kleine protestantische Heerde drüben im Wallis mit geistlicher Hirtenkost zu erquicken und ihr eine Augenweide zu bereiten an den Wundern einer höhern, nur dem inwendigen Menschen sichtbaren Schöpfung. — Nicht sobald waren wir daheim im lieben Pfarrhause angelangt, als der Barometer zu Rathe

gezogen wurde. Leider war ein bedeutendes „Sinken des Kurses“ zu bemerken, dem mit allem Klopfen nicht Einhalt gethan werden konnte, und ob auch mit dem Eintritte der Nacht der Mond noch von Zeit zu Zeit freundliche und ermutigende Blicke zu uns herniedersandte, gingen doch die trüben Ahnungen nur zu bald in Erfüllung. Brasselnd schlug um vier Uhr Morgens der Regen an unsere Fenster.

Was war zu thun? Ich entschloß mich nach langem Besinnen und Hin- und Herreden zum Gehen. Hatte ich doch einen verlässigen, des Weges wohl kundigen Träger bei mir, einen jungen Burschen von zwanzig Jahren, dessen muntere Laune mir die Reise zu kürzen und zu würzen versprach. Also ein kräftiges Frühstück eingenommen, die Lieben alle Gott befohlen, und nun:

Auf, den Bergstock in die Hand!

Lustig auf ins Alpenland!

Nicht geschont die Nagelschuh'!

Frisch auf Berg und Felsen zu!

Wie schön ist's, bei hellem Sonnenschein aus dem Thalgrunde der Lenk sanft nach der Bäuert Böschentried und dann nach dem Hochthälchen von Isigen hinauzusteigen! Oft schaut das Auge zurück nach dem freundlichen, quer im Thal liegenden Dörfchen und schweift dann hin über die grünen, dicht mit Häusern und Hütten besäeten Berg-
halden — ein köstlicher Anblick, der seines Gleichen sucht! — Im Hintergrunde scheinen die mächtigen Spiegelgärten, deren Namen wie Hohn und Spott auf ihr Aussehen klingt, das Thal zu schließen. — Döstlich werden die grasreichen Vorberge vom Albristhorn überragt, einem die Schneegrenze erreichenden, den Besteiger mit großartiger Aussicht lohnenden Gipfel der Riesenkette. — Der Gebirgsfranz im Süden wird durch das grüne, pyramidale, in malerischer Abwechslung mit dunkeln Wald und hellen Triften geschmückte Langerhorn in zwei Hälften geschieden. Links ruht der Blick auf der glänzenden Firn des Wildstrubels, dem, immer noch in beträchtlicher Höhe, der gewaltige Rätzligletscher zur Seite geht. Mehrere Wasserfälle,

welche den Schnee- und Eisfeldern entströmen und über die braunen Flühe hinunterstürzen, beleben das Bild. Schon nahe dem grünen Teppich des Thalgrundes und den schwarzen Dächern von Oberried sieht man die Stimme ihr reiches, weißschäumendes Wasser den Abhang hinunterwälzen und vernimmt mit lauschendem Ohr das donnerähnliche ferne Getöse. — Rechts vom Langer setzt der hohe Gebirgszug sich fort, und wäre es nun ein schöner Abend, statt ein regnerischer Morgen, so würden die schroffen Felswände rothglühend das Sonnenlicht zurückstrahlen. Der Kamylpaß steigt hier am schöngeformten Mittaghorn in die Höhe und läßt sich mit geübten Augen eine weite Strecke verfolgen. Wir schreiten rasch im Seitenthale vorwärts und durchwandeln — vom Regen noch ziemlich verschont — die zu beiden Seiten an den Abhängen sich ausdehnende Bäuert Böschentried. — Die Aussicht wird enger und enger, die Berge rücken dicht zusammen und drängen uns ans Ufer des wilden Ifigenbaches, der nicht eilig genug thun kann, um hinaus ins Freie zu kommen und im weiten Thalkessel der Lenk seine rauschenden Gewässer mit denen der Stimme brüderlich zu vereinigen. Und sieh' — sieh', wie dort hinten der Bach aus einem Walde von Tannen prachtvoll von senkrechter Höhe ins Thal hinunterstürzt! Welch herrliche silberne Wassersäule!

Unsterblicher Jüngling,
 Wie bist du so schön
 In silbernen Locken!
 Wie bist du so furchtbar
 Im Donner der hallenden Felsen umher!
 Dich kleidet die Sonne
 In Strahlen des Ruhmes;
 Sie malet mit Farben des himmlischen Bogens
 Die schwebenden Wolken der stäubenden Fluth!

Fremdling, gehe nicht vorbei!
 Laß vom Falle dich betäuben!

Laß vom Wasser dich bestäuben!
 O du fühlst dich froh und frei!
 Fremdling, gehe nicht vorbei! —

Und doch, mein lieber Pestalozzi — für dießmal eile ich vorbei. Ich bin ja kein Fremdling hier und kann wiederkommen, kann mich dicht an den tosenden Fall hinsetzen, wo Fluth an Fluth sich ohn' Ende drängt, kann hinaufblicken zum Himmel, dem die Wellen zu entstürzen scheinen, kann hinunterschauen in den Abgrund, wo es wie in einem dampfenden Kessel waltet und siedet und brauset und zischt — aber jetzt nicht, jetzt nicht! Der Regen fängt an, mächtiger zu rauschen und ist mir für heute Wasserfalles genug. Wir eilen unaufhaltsam vorwärts durch den Tannenwald des Hohberges und sind, nach einer halben Stunde Steigens, oben im Thale von Tsfigen am Fuße der mächtigen, nun zu erklimmenden Felsenwand des Mittagorns. Wir könnten hier die gastliche Hütte des Sennen Johannes Nieder, des „Fürsten von Tsfigen,“ besuchen. Aber weil es umsonst wäre, das Ende des Regens erwarten zu wollen, so verzichten wir heute aufs schützende Dach und lassen es rechts zur Seite liegen. Das eigentliche Steigen beginnt erst jetzt. —

Früher galt der Rawyl, im Munde des Volkes „Wallisberg“ genannt, als ein rauher, beschwerlicher Bergpaß, der sich für Lustreisende wenig eigne. Seine Nachbarn links und rechts, der Sanetsch und die Gemmi, standen in höherer Gunst. Aber mit der Zeit pflegt sich ja Alles zu ändern. Nachdem auf bernischer Seite ein guter Reitweg angelegt und beinahe zur Vollendung gebracht ist, nachdem auch die Walliser angefangen haben, die auf ihrem Gebiet liegende größere Hälfte des Passes in ordentlichen Stand zu setzen, sollte sich Niemand mehr scheuen, die Berneralpen hier zu überschreiten. So hoch der Gipfel des Passes liegt, so sind doch mit dem Uebergang weder Gefahren noch außerordentliche Beschwerden verbunden; und bedenkt man, daß der Weg von Bern nach

Sitten in kürzester Linie über den Rawyl geht, und daß es auf der Reise nicht fehlt an großartigen, überraschend schönen Naturbildern, so sollte dieß vollends manchen Touristen bestimmen, seine Schritte hier durchzulenken.

Wenn ich sage, daß mit dem Paßübergange weder Gefahren, noch außerordentliche Beschwerden verbunden seien, so setze ich dabei freilich die gute Jahres- und Tageszeit und — für den Fremden — die Gegenwart eines Führers voraus. Sonst allerdings ließe sich das Herabstürzen über himmelhohe Felswände als etwas leicht Mögliches denken. Die Geschichte weiß leider von manchen derartigen Unglücksfällen zu berichten, und die Angaben des Todtenrodels in der Lenk wurden mir durch die Erzählungen meines Trägers und den eigenen Augenschein in ein grauenvolles Licht gestellt. Die Lenker pflegen auch dann noch, wenn der Schnee bis hinunter ins Thal reicht, die Verbindung mit dem Wallis durch den Rawyl zu nützen und bedeutende Lasten hinüber und herüber zu tragen. Da ist's denn kein Wunder, wenn zeitweise — auch ohne Nebel oder Schneesturm oder Lawinenfall — ein Bergsteiger verunglückt. Nur ein Schritt zu weit rechts oder links über den zugedeckten Pfad hinaus — und der feste Stand ist verloren, die weiche Schneemasse sinkt, und kein Hülfseruf vermag vor dem Sturz in eine gräßliche Tiefe zu bewahren. — Welche Reise es übrigens sein muß, zur Winterszeit, mit einer schweren Bürde auf dem Rücken, eine Höhe von 7300 Fuß zu übersteigen, wo während vielen Stunden keine Herberge, kein schützendes Obdach dem Wanderer sich öffnet, das kann man sich kaum vorstellen, ohne es selber mitgemacht zu haben. Mein Träger erzählte mir, wie er vorigen Winter in ziemlich zahlreicher Gesellschaft über den Rawyl gepilgert sei. Das sei ein entsetzlicher Marsch gewesen, an den er sich zeitlebens mit Schauer erinnern werde. Zwar ging kein Leben verloren, aber doch glaubte Jeder, es müsse gestorben sein. Die starken Männer kamen ins Weinen, und hätte nicht die gute Bitterung treulich angehalten und den todmüden Knieen und sterbensmatten Herzen erlaubt, sich

alle Zeit zu nehmen zur nöthigen Erholung — wer weiß, was geschehen wäre! —

Wir waren etwa in halber Höhe, als der Weg am Fuß eines kleinen Wasserfalles durchführte, der senkrecht über die Felsen stäubte und, ohne unsere Regenschirme, uns tüchtig gespritzt hätte. Bald kam der „lutere Chehr,“ der seit einem Jahre ganz gefahrlos, aber für furchtsame Reisende immerhin schreckhaft genug ist, um „interessant“ zu heißen und eine Erwähnung zu verdienen. Hier fand am 18. August 1853 ein Straßenarbeiter, Jakob Schläppi, durch unvorsichtigen Mißtritt seinen plötzlichen Tod. Er stürzte kopfüber rückwärts und verschwand lautlos im gähnenden Abgrund vor den Augen seiner entsetzten Kameraden. Ich hatte den Verunglückten wohl gekannt; um so lebendiger gestaltete sich nun die Erinnerung. —

Noch hatten wir eine kleine, aber mühsame, viel zu steil angelegte Strecke Wegs zurückzulegen und standen dann „auf der Platte“ bei einer Hütte, die vor einigen Jahren zur Herberge für die Straßenarbeiter erbaut worden ist und seitdem allen Passanten als ein gastliches Obdach offen steht. Wir öffneten die Fensterladen und traten über die Schwelle. Im Hintergrund sahen wir nur zu deutliche Spuren von vierbeinigen Uebernächtlern; vorn jedoch, nach der Thüre hin, war's etwas wohllicher. Da saßen wir denn gemüthlich ab, stellten die Regenschirme zum Trocknen, holten aus Ledertasche und Pflanzenbüchse allerlei zweckdienlichen Mundvorrath hervor und begannen eine Mahlzeit, die unsern Verdruß über das unlustige Wetter draußen gänzlich verscheuchte. — Bald hatten wir größere Gesellschaft. Ein junger Mann aus der Lenk trat zu uns ein und blieb nun unser Gefährte. Nach ihm rückte eine ganze Schaar Walliser heran, triefend vom Regen, aber gleichwohl vergnüglich auf ihren unentbehrlichen Maulthierern reitend. Ich hätte aufsitzen können, zog es aber vor, die nassen Füße in Bewegung zu erhalten, um sie nicht auch kalt werden zu lassen. — Sehr schön ist bei heller Witterung die Aussicht von der Platte. Man hat zu den Füßen das Thälchen von Ifigen, blickt drüber hinaus in die freund-

liche Kent mit ihren weithin schimmernden Häusern und Hütten, und hüpfte mit den Augen lustig von Berg zu Berg, von Horn zu Horn, bis hin zum fernen, wohlbekannten Niesen. Jetzt freilich sahen wir nichts von diesen Herrlichkeiten. Der Regen hüllte Alles in sein düsteres graues Tuch, und die zerfetzten Nebelgebilde, welche an den Seiten der näheren Gebirgszüge Schiffen gleich dahinfuhren, ließen noch keine Aenderung zum Bessern erwarten.

Sobald der letzte Schluck gethan, der letzte Bissen verzehrt war, setzten wir unsern Stab weiter. Noch eine Stunde Wegs durch einen schönen Alpenflor, vorbei an einem kleinen, tiefblauen See, dann über ein ewiges Schneefeld, und wir erreichten den Höhepunkt des Passes, das sogenannte Kreuz, das uns mit Einem Male auf katholischen Boden versetzte. — Wenn einmal die Walliser ihre Straßenbaute bis hier werden fortgeführt haben, so sollten sie nicht vergessen, sich auch des armen Kreuzes anzunehmen, das kein Kreuz mehr ist, sondern seine Arme irgend einmal, vielleicht im Sonderbundskrieg, zur Feuerung hat hergeben müssen. Die reformirten Nachbarn werden auf seine Herstellung kaum je bedacht sein, obwohl ich die Bemerkung nicht unterdrücken mag, daß wir dem schönen, vielbedeutenden, das Höchste uns vor Augen stellenden Sinnbild füglich eine größere Ehre erweisen dürften. Findet sich bei unsern katholischen Brüdern ein „zu viel,“ so findet sich bei uns ein „zu wenig,“ und am Ende scheinen mir die Lutheraner zwischen beiden Extremen die glückliche Mitte zu treffen.

Wir wanderten nun geraume Zeit über eine sehr unebene Ebene hin, auf allen Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen. Hier ist der Pflanzenwuchs noch hinlänglich stark, um ganze Weiden zu erzeugen, die zur hohen Sommerszeit von Walliservieh abgeätzt werden. Man kann in dieser dem ewigen Schnee nahen Region noch das Geläute ganzer Heerden und den fröhlichen Gesang des kleinen Hirtenknaben hören. — Kleine Krystallstücke, die sich während des Durchmarsches in ziemlicher Menge aufheben ließen, heißen bei den nördlichen Thalbewohnern „Strahl,“

weil sie als Stücke niedergefallener Blitze gelten! — Bei guter Witterung wäre uns wohl die Freude zu Theil geworden, irgendwo in der Ferne ein Rudel Gemsen zu entdecken. Diese Zierde der Alpenthierwelt ist hier noch keine Seltenheit geworden, obwohl die „wilde Jagd“ sie am Ende dazu machen wird. Einem kühnen Alpenjäger und Felsenerklimmer aus dem Böschentried, Jakob Tritten, ist es sowohl im vorigen als neuerdings in diesem Jahre gelungen, eine junge Gemse auf dem Rawyl lebendig einzufangen. Das ältere Thierchen stachte hin und starb trotz der sorgfältigsten Behandlung; das jüngere dagegen ist zur Stunde noch in guter Gesundheit und so zahm wie seine Stiefgeschwisterchen, die Böcklein und Zicklein des häuslichen Stalles. Wer Geld und Lust hat, kann die Rarität leichtlich vom Eigenthümer erhandeln. — Ungefähr in der Mitte der Hochebene kamen wir an einem großen überhängenden Felsstücke vorbei, die „kalte Kindbetti“ genannt. Hier soll vor Jahren das wirklich geschehene Ereigniß dem Stein seinen Namen verschafft haben. Aber nicht nur von einem werdenden, auch von einem entschwindenden Leben ist er Zeuge geworden und steht nun noch eigenthümlicher da wie ein Prediger in der Wüste. Am zweiten Weinmonat 1850 wollte die Rosina Schläppi, die sich einige Jahre als Pflegerin ihres alten Vaters im Wallis aufhielt, auf den Lenkermarkt ihre in der Heimathgemeinde wohnenden Verwandten besuchen. Auf der Höhe des Rawylpasses aber wurde sie von einem eiskalten Winde, verbunden mit einem starken Schneegestöber, in dem Grade heimgesucht, daß sie bei jenem verhängnißvollen Steine an der Seite ihres Schwagers und anderer männlichen Reisegefährten erschöpft niedersank und, bald erstarrend, nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden konnte. — Im weitem Borrücken mußte statt des Regenschirmes der Bergstock zur Hand genommen werden. Von den Höhen herab strömten zahlreiche Bäche der Niederung zu und vereinigten sich zu einem breiten Gewässer, das mitunter übersprungen sein wollte, wenn man nicht vorzog, mit den Wallisern, die uns wieder eingeholt hatten, muthig durchzuwaten. — Nach etlichen Turnübungen

an dem neumodischen Springgraben sahen wir uns durch kein weiteres Hinderniß aufgehalten und gelangten bald in die „kleinen Höhlen“, wo sich dem Wanderer eine überraschende Aussicht öffnet. Vorn das gewaltige Ramylhorn, nur durch einen tiefen Thaleinschnitt von dir geschieden; zur Linken das Weßsteinhorn, das in der That eine reiche Ausbeute an vorzüglichen Schleifsteinen liefert; zwischendurch in der Ferne die Kette der Piemonteseralpen mit ihren prachtvollen Häuptern: Weißhorn, Mischabel, Monte Rosa, Matterhorn. Freilich, heute sahen wir von diesen Schönheiten nicht viel; heute war die Natur eine tückisch verschleierte Dame, deren Züge wir umsonst zu erspähen versuchten. Die Phantasie mußte dabei das Beste thun. —

Doch wir haben uns lange genug oben auf dem kalten, rauhen, heute so unlustigen Berge aufgehalten; denken wir nun ans Hinabsteigen! Es geht eine Stunde lang steil genug bis zu den ärmlichen Sennhütten von Nieder-Ramyl. Ansehnliche Wasserströme, die zu beiden Seiten des Thales quellartig in schönem Falle den Felsen entstürzen, verkündigen die unterirdische Zerklüftung und Höhlung des Gebirges. Aehnlich haben auf der Nordseite die Simme und der verlorne Bach ihren sichtbaren Ursprung in solchen Felslöchern. — Wir betraten, in der Hoffnung, uns ein bisschen tröcknen und mit Milch erlaben zu können, eine naheliegende Wohnung, oder besser: wir krochen in dieselbe durch einen grönländisch niedern Eingang und befanden uns nun in einem viereckigen Raume, welcher zu gleicher Zeit als Wohnzimmer und Speisekammer, Küche und Stall diente. Von Erleuchtung durch Fenster oder Fensteröffnungen keine Rede. Das Licht mußte sich theils durch den offenen Eingang, theils durch eine reichliche Menge von Spalten und Lücken in den Wänden seinen Weg bahnen. Stühle oder Bänke fanden sich ebensowenig; wir setzten uns in einen Haufen Heu. Ein lustiges Feuer prasselte in der Ecke; zwei hübsche Kinder und ihre minder einladende Mutter hatten ihr Wesen dabei. Wir schienen anfänglich unwillkommene Gäste zu sein, erwarben uns aber, durch eine kleine Gabe an die Mädchen, schnell die mütter-

liche Liebe und gingen, nach einer viertelstündigen Rast, erquickt und mit Dankfagung von dannen.

Eine Weile führte der Pfad fast ebenen Wegs durch einen Wald von herrlich blühenden Alpenrosen. Es liegt ein eigener Zauber in dieser so viel besungenen Pflanze. Wie gerne hätte ich mir einen Kranz geflochten oder einen Strauß gebunden! Aber der Regen gestattete keine poetischen Versäumnisse. Ein Zweiglein auf die Mütze, ein anderes in den Mund gesteckt — damit war's fürs heute genug. Und weiter, ja weiter, nicht mit Sang und mit Klang, sondern in ziemlicher Trübseligkeit ging's vorwärts unter dem schützenden Dach unserer Regenschirme. — Bald theilt sich der Weg. Rechts windet er sich zur Höhe hinan; in weitem Bogen überschreitet er die senkrechte Felsenwand, die wir in geringer Entfernung von uns der graußigen Thalschlucht entsteigen und himmelhoch sich aufthürmen sehen. Links führt er in ziemlich steiler Senkung der merkwürdigen Wasserleitung zu, die sich — immer noch in schwindelnder Höhe über dem Thalgrund — am Felsen hinzieht und erst zwei bis drei Stunden niederwärts ihren köstlichen Borrath über die Wiesen von Ahent und Grimfeln ausgießt. Früher mußte es jedem Reisenden, selbst geübten und unerschrockenen Berggängern, als ein Wagniß erscheinen, diesen letztern Weg zu betreten. Wählte man ihn, so geschah es, weil er die Reise um anderthalb Stunden abkürzte. Wer größere Lasten trug oder Maulthiere mit sich führte, der konnte sich freilich diesen Vortheil nicht gönnen; er mußte den Umweg über die Höhe der Fluh einschlagen. — Voriges Jahr, als ich den nämlichen Ausflug machte, wußte ich lange nicht, sollte ich rechts oder links gehen. Wie Herkules stand ich am Scheidewege. In den Ohren tönte mir die sorglich bittende Ermahnung, die ich von Hause mitgenommen: „Geh ja nicht durch die Känel!“ Aber dann fiel wieder die Ersparniß an Zeit und Mühe gewichtig in die andere Wagschaale. Der Führer ließ mir damals ganz freie Entscheidung. Er stellte mir die Sache nicht schlimmer und nicht besser vor, als sie war. Endlich verschmähte ich

. des Rechten Warnen
Und ließ vom Linken mich umgarnen.

Ich kam Gottlob mit heiler Haut davon, aber doch ging, nachdem die „Känel“ bereits passirt waren, ein leiser Schauder durch meine Glieder. Im Anfange schien mir die gefürchtete Wegstrecke nicht so entsetzlich zu sein, wie sie mir geschildert worden war. Wir hatten rechts zu den Füßen die Wasserleitung. In raschem Laufe, oft in kühnen Sätzen stürzte der Bach davon durch sein Felsenbett, wo er kaum Raum fand für seine reiche Fülle. Das unaufhörliche Brausen und Tosen war allerdings geeignet, zarte Nerven fieberhaft zu erregen, zumal auch die kolossale Felswand, erdrückend nahe, zu unsern Häuptern sich erhob, ja oft wie ein Uly sich über uns beugte und zur Senkung des ganzen Körpers nöthigte. Noch aber that sich links zu den Füßen der Abgrund nicht auf. Wir blickten durch Tannen und über nahes Gesträuch in eine große, doch nicht senkrecht abfallende Tiefe. Das Auge hatte gleichsam noch Boden und konnte auf etwas Sicherem ruhen, genug, um den gefährlichen Schwindel vom Leibe zu halten. Allein nach und nach entfalteten sich alle Schrecken des gefährlichen Pfades. Gesträuch und Bäume verloren sich. Das Auge schaute unmittelbar in einen haarsträubenden Abgrund. Von oben neigten sich die Felsen so stark, daß man, um vorwärts zu schreiten, sich in die Kniee lassen mußte. Und am Ende — damit das Entsetzen voll werde — sah ich den schmalen Weg, der bisher noch ein mehr oder minder sicheres Auftreten gestattet hatte, sich verlieren und Eins werden mit dem noch schmälern, das Wasser eindämmenden Gemäuer. Hier galt's nun, auf losen Steinen, vom Wasser bestäubt und bespritzt, mit aller Vorsicht vorwärts zu balanciren. Den Bergstock konnte ich leider nicht gebrauchen; denn als ich ihn auf dem Grunde des Baches fest einsetzen wollte, berührte seine Spitze die überhängende Wand. Dem Schwindel zu wehren, hatte ich meinen Hut schräg vor die Augen genommen. Meine Rockschöße befanden sich seit einer Minute in der nervigen Hand des Führers, der mich beim

geringsten Wanzen nach der Seite des Baches gerissen hätte — und so kamen wir endlich wohlbehalten außer Gefahr in einen herrlich fühlen, über eine Stunde langen Wald, wo man von Abgründen und Felswänden nichts mehr sah und freiaufathmend, aller Angst entnommen, fast als ob man aus einem Gottesgericht unverseht hervorgegangen wäre, vorrücken konnte.

So voriges Jahr. Dießmal kannte ich mich in den „Käneln“ kaum wieder. Nur eine kurze Strecke von zehn bis zwölf Schritten fand sich noch im alten Zustande vor, und auch diese wird bald wie alles Uebrige in einen guten, gefahrlosen Weg von sechs Schuh Breite verwandelt sein. Die Walliser haben in der günstigen Jahreszeit durch italienische Arbeiter die Wasserleitung überbrücken, die Felsen, so weit nöthig, sprengen lassen und so einem langjährigen Uebel gründlich abgeholfen. Es muß aber eine furchtbare Aufgabe gewesen sein, hier zu mauern und zu meißeln, und ich glaubte es gerne, was mir später ein Walliser sagte: nur Italiener mit ihrer bekannten Tollkühnheit und Todesverachtung seien im Stande gewesen, hier über dem Abgrunde schwebend, in Seilen hängend zu arbeiten, den Adlern gleich, die in unzugänglichen Felslöchern ihre Nester bauen. — Wir griffen zu Steinen, um die Tiefe zu erproben, traten mit ängstlicher Vorsicht an den Rand des Weges, wo die Sinne beim Hinunterblicken sich zu verwirren drohten, und entsendeten unsere Geschosse. Sie wurden kleiner und kleiner, prallten ab, flogen wieder davon und verschwanden am Ende lautlos in einer Tiefe von tausend Fuß.

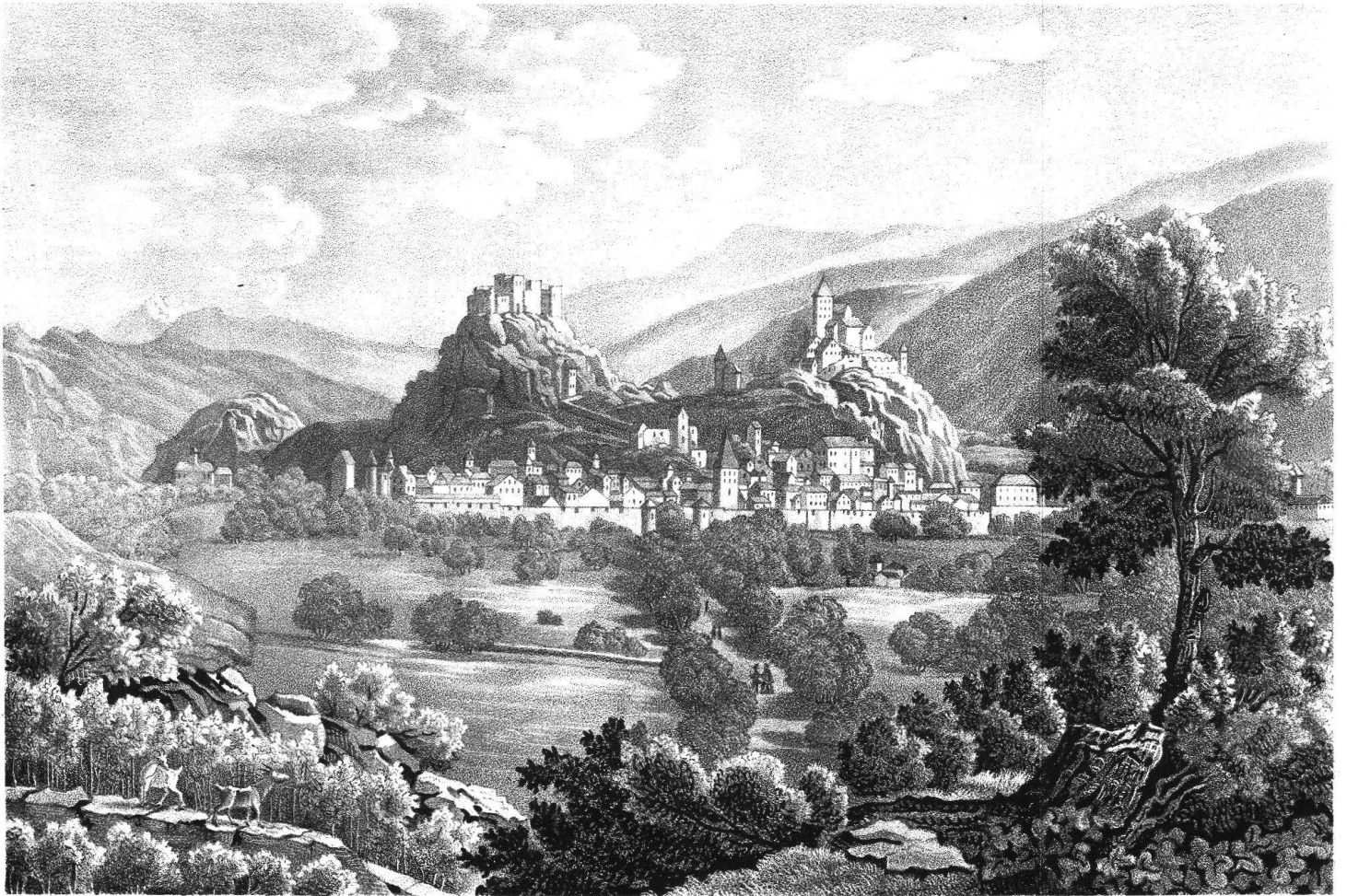
Nun waren noch zwei kleine Stunden bis zum ersten wallisischen Kirchdorfe Aigent. Angenehm stieg der Pfad durch eine dichte Waldung niederwärts, nur hin und wieder durch eine Menge frisch gefällter Tannen, die mühsam umgangen werden mußten, unterbrochen. Wir ärgerten uns um so mehr über diese Barrikaden, als wir auf eine Menge von ältern, gewiß seit Jahren gefällten, unnütz liegen gebliebenen und nun faul gewordenen Bäumen stießen. Doch stand noch eine übergroße Mehrzahl fest auf ihren Füßen und

breitete ihr schützendes Dach über uns, daß wir die Regenschirme zusammenfalten und plaudernd neben einander hergehen konnten. — Ich fing an, meinen Begleitern von den Protestanten im Wallis, dann vom bevorstehenden schweizerischen Musikkfeste zu erzählen. Die Schule in Sitten betreffend, glaubten sie nichts Anderes, als sie werde aus bernischen Staatsmitteln unterhalten. Und daß ich meinen Besuch da drüben ohne Anspruch und Aussicht auf gute Bezahlung abstatte, wollte ihnen vollends nicht in den Kopf. Mich stimmte diese Wahrnehmung, die mich an manche ähnliche erinnerte, recht traurig. Sie war mir ein neuer Beweis, wie der Sinn für reine Liebeswerke, besonders wo es sich um das geistige Interesse des christlichen Glaubens handelt, unserm Volke so ferne und fremd ist. Aber wieder konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, als das Gespräch sich den beiden Konzerten der schweizerischen Musikgesellschaft zuwandte, und meine Begleiter höchlich darüber erstaunten, daß das „Wybervolch“ in Masse mitwirke! —

Als wir, eine kleine Stunde vor Aigent, das Ende des Waldes erreichten und freie Aussicht gewannen, begrüßten wir freudig die Anzeichen besserer Witterung. Der Himmel hellte sich merklich auf. Im Glanze der Abendsonne schimmerte vom jenseitigen Bergrücken die neue Kirche von Lens zu uns herüber. Weit in der Ferne zeigte sich ein Stücklein Rhodanus, und in anmuthiger Schlangenumwindung eilte ihm sein kleiner Freund, die Liene, durchs enge, tief eingeschnittene, aber je weiter nach vorn je schöner bewachsene Seitenthal entgegen. Die grünen und braunen und weißen Gebirge des südlichen Wallis waren alle noch umhangen mit undurchdringlichen Nebeln. Aber um uns her brach sich das Licht des Tages wieder Bahn und spiegelte sich tausendfach in den Wassertropfen der nickenden Gräser. Wie ganz anders wurde nun wieder die Vegetation! Erst noch standen wir bis über die Kniee in Alpenrosen; jetzt nahen wir uns mit schnellen Schritten lachenden Rebhügeln und üppigen Maisfeldern. Nachdem wir die weite Krümmung des Weges beim „tiefen Graben“ zurück-

gelegt hatten und über schöne Wiesen in ein arg schmutziges, übelriechendes, aber „Fortunen“ genanntes Dörflein gekommen waren, sahen wir auch bald die schön gelegene Kirche von Auent uns zuminken und betraten das gastliche Haus des Herrn Präsidenten Blanc. Nach einer berufsmäßigen Wirthschaft hätten wir uns vergeblich umgesehen. Wenn die patriarchalische Einfachheit des Wallis einerseits in vernachlässigten Straßen, armseligen Wohnungen, müßiggängerischem Leben und dergleichen Dingen besteht, so hat sie andererseits auch ihre edlern Züge, und der Mangel an Pinten wird nicht in letzter Reihe dahin gehören. Wir ließen uns Herrn Blanc's Muskateller trefflich schmecken und wie der Dichter prophezeite: wir saßen nicht mehr am ersten Glas, drum dachten wir gern an dieß und das, nur nicht ans Weitergehen und an die Vollendung unsers Marsches, bis endlich die sinkende Sonne durchs Fenster guckte und mit Macht zum Ausbruch mahnte. — Der Weg nach Sitten wurde, bei fortwährend schöner Aussicht aufs Rhonethal und die jenseits ansteigenden Berge, in anderthalb Stunden bequem zurückgelegt. Doch war ich recht froh, als endlich die Stadt wie durch Zauberschlag hinter Hügeln hervortrat und ich meine müden Beine ins Quartier des lieben Schulmeisters Jakob lenken konnte. Ich fand ihn selbst an einer klimatischen, plaghaften, obwohl nicht gerade gefährlichen Krankheit, dem „Fieber,“ leidend, Frau und Kinder jedoch in erwünschter Gesundheit. Mit einem gesegneten Abendbrod und wohlthuenden Fußbade schloß der Tag, und den süßen Schlaf brauchte ich auf meinem Lager nicht lange zu suchen.

Der folgende Tag, ein Samstag, wurde nicht nur mit geistlicher Kopf- und Herzarbeit, sondern auch mit ehrlichem Werk der Hände zugebracht. Schulmeister Jakob, als Besitzer der einzigen Lithographie in Sitten, hatte vollauf zu thun für's Musikfest. Generalkarten, Souperkarten, Dinerkarten, Ballkarten, Konzertkarten, Abonnementskarten, Mappen — Alles sollte mit Einem Male fertig sein. Der



Dorn. gez.

Lith. v. C. Durheim in Bern.

SITTEN.

tüchtige Zeichner hatte seine Arbeiten beendigt; noch aber mußte die Presse ihre volle Thätigkeit entfalten, und jede aus derselben hervorgehende Karte einen geduldigen Freund finden, der sie unter die Scheere nahm. Hier konnte ich meinem gastfreundlichen Hauswirth nützlich sein; ich versicherte ihn, das „unter die Scheere nehmen“ vortrefflich zu verstehen; er sah mich zweideutig an, wies übrigens meine Dienste nicht zurück.

Unterdessen, weil weder Studiren noch Kartenschneiden zu den unterhaltenden Dingen gehören, so laß dir von dem Werke des protestantisch-kirchlichen Hülfvereins, insoweit es den Kanton Wallis betrifft, etwas erzählen. — Du weißt, daß der Hülfverein in Bern seit Jahren die protestantischen Glaubensgenossen in Freiburg und Wallis unter seine selbstständige Fürsorge genommen hat. So wacker ihm die Hülfvereine anderer Kantone, wie Appenzell a. Rh., St. Gallen, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Baselland, Genf, und in noch bedeutenderm Maße der Vorverein in Basel unter die Arme greifen, also daß ihre Beiträge die Summe der aus dem Kanton Bern fließenden Gaben schon mehrmals überstiegen haben, so haben sie ihm dennoch vertrauensvoll die Leitung des Liebeswerkes in den beiden Nachbarkantonen überlassen. — Bereits in der ersten Zeit seines Bestehens war der Blick des leitenden Komites in Bern nach dem Wallis gerichtet. Herr Vikar Ziegler, der jetzige Pfarrer von Messen, begab sich in Folge erhaltenen Auftrages im Spätsommer 1843 auf eine Untersuchungsreise, über die er am Tage der ersten Hauptversammlung des Vereins, den 21. Jenner 1844, freien Bericht erstattete. Er schätzte die Zahl der von Brieg bis Ardon lebenden deutschen Protestanten auf 130, worunter 30 Handwerksgefelln und 47 Kinder. Die meisten waren Berner; das besondere Interesse des bernischen Vereins an diesen Glaubensbrüdern erklärt sich hieraus leicht. Im Unterwallis hielt sich eine stärkere Zahl französisch redender Protestanten auf, für welche durch benachbarte waadtländische Geistliche einigermaßen gesorgt wurde. Es zeigte sich also namentlich für die Familien deutscher Zunge das Bedürfniß

geistlicher Hülfe; denn Derjenigen, welche beider Sprachen mächtig, an den zeitweiligen französisch=protestantischen Gottesdiensten Theil nehmen konnten, waren nur Wenige. Und so wurde im Herbst 1844 Johannes Jakob von Lauwerswyl, der sich bereits als Lehrer einer protestantischen Schule im Kanton Freiburg das Lob eines tüchtigen, christlich gesinnten Mannes erworben hatte, zur Uebersiedlung nach Sitten gewonnen. — Zehn Jahre sind seither verflossen, Jahre des Kummers, der Sorgen und Mühen, aber auch Jahre der Freude im Anblick des gedeihenden Werkes. Nachdem es anfänglich, während des Bestandes der Kantonsverfassung von 1839, vielen Anfechtungen und Belästigungen ausgesetzt war, fielen mit der politischen Regeneration des Kantons in Folge des Sonderbundskrieges und der neuen Bundesverfassung die Schranken größtentheils dahin; ja, die Regierung hat in letzter Zeit die reformirte Gemeinde als zu Recht bestehend anerkannt und den Schullehrer Jakob amtlich mit der Führung ihrer Personalregister betraut.

So ist denn, ob viel oder wenig, von einem protestantisch=kirchlichen Leben im Kanton Wallis etwas zu berichten. Schon die Schule ist als eine wichtige Pflanzstätte und Pflegerin des konfessionellen Glaubens zu betrachten, und ohne sie müßten die Kinder mancher protestantischen Familien in Gefahr stehen, ihr theuerstes väterliches Erbe zu verlieren. Ein großer Uebelstand ist nun freilich die weite Zerstreung, in welcher die deutschen Protestanten im Wallis leben. Ihm einiger Maßen abzuhelfen, hat der Hülfsverein seit 1846 begonnen, die Kinder unvermögliger, von der Schule entfernt wohnender Eltern in Sitten, wo möglich in Lehrer Jakobs eigenem Hause, zu verkostgelden. Daß aber dem Bedürfnisse auch so kein völliges Genüge geleistet wird, zumal dabei die beschränkten Hülfsmittel des Vereins in Anschlag kommen, ist leicht abzusehen. Man muß sich vorläufig zufrieden geben, auf diesem Wege die Unterweisung der herangewachsenen Kinder ermöglicht zu haben, die denn auch vom Lehrer mit aller Treue ertheilt wird, auf Grund der Apostel und Propheten, da Jesus

Christus der Eckstein ist. — Und nun haben außer der Schule auch die Gottesdienste, diese eigentlichsten Kennzeichen einer vorhandenen kirchlichen Gemeinschaft, ihre feste Gestalt gewonnen. Jeweilen zur Sommerszeit steigen die Prediger aus den benachbarten bernischen Alpenthälern über die Berge, um drüben in Sitten ihres Amtes zu warten, zu konfirmiren, zu predigen, die Sakramente zu verwalten, und manches protestantische Herz mag dann, fröhlich in seinem Glauben, mit dem Propheten rufen: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!“ — Reichlichere Hülfe Jahr aus Jahr ein kann freilich den französisch redenden Protestanten des Unterwallis vom Waadtland aus geleistet werden, und das Komite hat deshalb nur wohl gethan, als es vor Kurzem Herrn Pfarrer Mieville in Vivis mit einer Art von Patronat über die reformirte Schule und Gemeinde betraute. — Lehrer Jakob selbst hat neben den bereits genannten Unterweisungen noch zwei rein kirchliche Handlungen zu versehen: eines Sonntags die Kinderlehren, welche berufen sind, auch den Erwachsenen Speise des ewigen Lebens zu bieten, und zeitweise die Leichenreden, bei welchen der Diener des lautern Gotteswortes auch zu katholischen Christen reden und in fröhlicher Hoffnung, im Glauben an die gegebenen Verheißungen, seine edle Saat auswerfen darf. — Große Freude gewährte es mir voriges Jahr, die erste Ehe im Wallis, und zwar eine gemischte, reformirt einsegnen zu können. Umsonst hatten die Eiferer eine katholische Trauung mit ihren Folgen zu erzwingen und, als dieß nicht gelingen wollte, die Vollziehung der Ehe durch einen reformirten Geistlichen zu hindern gesucht.

Ich bedauerte es, wiederholt eine ungelegene Zeit zum Besuch der Schule getroffen zu haben. Ohnehin wirkt die Sommerhitze erschlaffend auch auf diese Pflanze, und nun namentlich, da das längere Leiden des Lehrers hinzukam, war an Schulehalten nicht zu denken.

Der Samstag verging; der Sonntag kam. Auf neun Uhr war der Gottesdienst angesetzt. — Wer die Hauptstraße Sittens, den Pont, hinaufgeht, kann am äußersten Doppelhause links, das eigentlich schon außerhalb der Stadt liegt, die halbverwachsene Schrift lesen: Café de la Promenade. Aus dem geräumigen Vergnügungsort ist nun aber seit 1850 der Betsaal der reformirten Gemeinde geworden, der bei all seiner Einfachheit recht schmuck und freundlich aussieht und seinem Zwecke für einmal auf würdige Weise entspricht. Ich hatte nicht weit zu gehen; Lehrer Jakobs Wohnung befand sich in der angrenzenden obern Hälfte des Hauses. Im Saale fand ich nicht mehr als etwa vierzig Personen, eine so geringe Zahl, daß sie mich herzlich bemühte. Wenn die ferner Wohnenden wegen vorausgegangener schlimmer Witterung, die mein Erscheinen in Frage gestellt hatten, ausgeblieben waren, so ließ sich dieß begreifen. Auch eine sehr religiöse, glaubens-treue Familie aus Brieg, die den eilfstündigen Weg zum Besuch des reformirten Gottesdienstes nicht zu scheuen pflegt, war heute nicht vertreten. Aber daß die in Sitten selbst oder in naher Umgegend Wohnenden nicht vollständiger herbeigeeilt waren, um sich erbauen zu lassen durch die Verkündigung des ungefälschten Evangeliums, die im Kanton Wallis so theuer ist und deßhalb den Evangelischen um so theurer sein sollte: das konnte nur aus tadelnswerther Rauheit und einem bedauerlichen Mangel an Bekenntnis-treue hergeleitet werden. Den protestantischen Hilfsverein sollen derartige Wahrnehmungen in seinem Wirken nicht entmuthigen, ja nicht einmal befremden, als wäre es etwas Seltsames, sondern ihm gegentheils die Nothwendigkeit kräftiger Hülfe und treuer Seelsorge an den wallisfischen Glaubensgenossen um so dringender ans Herz legen. — Der Gottesdienst wurde ganz nach Berner-Ritus gehalten. Wir eröffneten ihn mit Gesang, wozu das Schaffhausergesangbuch den Text, der wohlbekannte 42. Psalm die Melodie lieferte. Gar lieblich tönten die Stimmen und ließen es als einen bedeutenden Fortschritt erscheinen, daß dieses Element des Kultus, das früher gefehlt hatte, vor Kurzem

in Aufnahme gekommen war. Die Gebete wurden nach der schönen Berner-Liturgie gehalten. Die Predigt, als Kern des Ganzen, kam in die Mitte zu stehen. Mit Gesang und Segen wurde geschlossen. Das heilige Abendmahl war bereits zur Oster- und Pfingstzeit gefeiert worden, so daß wir jetzt auf seine Begehung verzichteten. Die Haltung der Versammlung machte auf mich einen durchaus günstigen Eindruck; sie schien mir in der rechten Herzensstimmung zu sein, und es wurde mir leicht, in jenen geistigen Rapport mit den Seelen zu treten, ohne welchen das gepredigte Wort nimmermehr zu Leben und Kraft kömmt.

So ging die festliche Stunde in demüthiger Stille vorüber. Keine Glocken läuteten aus und ein, keine Orgel rauschte in ihren mächtigen Tönen, keine Hallen wölbten ihre kühnen Bogen, um dem Gottesdienste durch feierlichen Ausdruck auch einen verstärkten Eindruck zu geben. Und doch — ich hoffe es — im stillen sanften Säusen war der Herr, und aus der Knechtsgestalt des Senfkorns kann durch Gottes Geist noch etwas werden! —

Sollte man's glauben, daß mich die letzte Bemerkung auf's schweizerische Musikfest überleitet, dessen Tage nun sogleich in's alte Sedunum ein ungewohntes Leben bringen sollten? Auch hier begegnen wir einer Knechtsgestalt, die uns durch den Gegensatz des letzten, 1851 in Bern gefeierten Musikfestes recht augenfällig wird. Aber bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit war das Fest in Sitten ein durchaus gelungenes, ächt harmonisches, und wird für den Kanton Wallis in seiner Art die nämlichen Früchte bringen, wie sie das frühere für Bern gebracht hat. Ist doch das dießjährige Musikfest selbst nichts Anderes gewesen, als eine Frucht des in Bern gepflanzten Baumes! — Was macht eigentlich ein Fest zum Feste? Ist's bloß der äußere Pomp? Ist's bloß die Aufbietung vieler Kräfte und die Theilnahme großer Massen? Nein — ein Leib wird schön durch eine schöne Seele, und daß das Fest in Sitten von einem guten Geiste getragen und belebt war,

Das hat's zu einem schönen Feste gemacht und ihm ein bleibendes Andenken gesichert. — Die Aufgabe war mit weiser Berücksichtigung einerseits der musikalischen Ehre, andererseits der zu Gebote stehenden Mittel gestellt worden, und Alles zeigte sich auf's Eifrigste bemüht, sie würdig zu lösen. —

Es ist Montag, der 10. Juli. Der Himmel verspricht günstig zu sein. Die Gäste aus Genf, Lausanne, Vivis, Martinach, Freiburg, Bern treffen allmählig ein, und der Festort öffnet sich zu ihrem freundlichen Empfange. Machen wir einen Spaziergang durch die Stadt und befehen wir uns die Ehrenbogen und Inschriften, ohne uns alle merken zu wollen. Da lesen wir gleich am obern Ende der Hauptstraße den sinnigen Gruß:

Willkommen, Brüder, stimmt mit uns
In Gottes hehren Lobgesang!

hindeutend, sowohl auf den „Lobgesang“ Mendelssohn-Bartholdy's, der die Krone der musikalischen Aufführungen bilden sollte, als auch auf die allgemeine Bestimmung der Musik, Gottes Lob mit Engelzungen zu verkündigen. „Sondern ich wöhlte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienst deß, der sie geben und geschaffen hat.“ — Diese körnigen Worte Luthers hat Mendelssohn selbst zum Motto seines „Lobgesanges“ genommen.

Die Rückseite der Inschrift ergänzte schön den Gedanken. Nicht am bloßen „Herr, Herr, sagen“ oder „Herr, Herr, singen“ erkennt man Gottes Kinder und Christi Jünger, sondern daran, daß sie Liebe unter einander haben; darum:

Wo Brudersinn die Herzen eint,
Da gibt es rechten Klang!

Wir gehen weiter und kommen zum Rathhause. Hier, wo die Uebergabe der Fahne erfolgen soll, begegnen wir abermals einer grünen Pforte. Rückwärts stand zu lesen:

Ihr bringet uns der Fahne Weihe,
Damit die schöne Kunst gedeihe,
Wir bieten Euch der Freundschaft Hand
Und singen Hoch dem Vaterland!

Nach der Hauptstraße hin stand geschrieben:

**Pendant que l'Orient se remplit de tempêtes
Et que des cris de mort y déchirent les airs,
La douce liberté se mêlant à nos fêtes
Prête une oreille avide au bruit de nos concerts.**

Es könnte uns, da die Sonne so freundlich scheint, gelüsten, unter dem grünen Thore durch in die nach dem Theater, der Jesuitenkirche und nach den aussichtreichen Hügeln von Valeria und Tourbillon emporführende Seitenstraße einzubiegen. Aber versparen wir solche Abstecher, bis wir sie in Gesellschaft angekommener Freunde machen können. Für jetzt führen uns einige Schritte in gerader Linie zum „goldenen Löwen,“ dem Feldherrnzelt des Herrn Direktor Methfessel. Er wird uns einen kleinen Besuch nicht übel nehmen. Was hat er wohl für Hoffnungen auf's Fest? Wie ist's ihm ergangen in den letzten vierzehn Tagen, welche er mit Disziplinirung und Einübung des wallisfchen Heeres von Sängern und Instrumentisten hingebracht hat? Ach, der liebe Mann hat eine schreckliche Arbeit durchmachen müssen, fast wie der General Duffuf, als er seine Baschi-Bozufs in reguläre Truppen umzuwandeln versuchte. Doch fehlte es den Wallisern an Eifer und gutem Willen keineswegs. Wie der Meth, wenn er gut ist, die durstigen Leute an sich fesselt, also wußte der gewandte, Strenge und Freundlichkeit, Energie und Geschmeidigkeit glücklich vereinigende Musikdirektor alle unter seinem Stabe Dienenden für sich und ihre Aufgabe zu gewinnen, ja zu begeistern. Das half durch. Die Chöre gingen bereits recht ordentlich, die Solis waren gut besetzt, und was im Orchester noch mangelte, sollte durch die aus Bern erwarteten Kerntruppen ergänzt werden. Herr Methfessel fing an, auf Sieg zu hoffen, bemerkte übrigens, das Fest sei, auch wenn es nur halb gelinge, von unberechbarer Bedeutung für den Kanton Wallis, und die Kasse der Musikgesellschaft, welche stark werde herhalten müssen, dürfe sich schon einmal ein patriotisches Opfer gefallen lassen. —

Wir überspringen einige Stunden und rücken den Zeiger auf fünf Uhr Nachmittags. Die Festbesucher sind schon in ziemlicher Zahl angelangt und machen sich nun auf den Weg, die von Betroz herkommende Gesellschaftsfahne (eine im eidgenössischen Kreuze stehende Lyra) zu begrüßen und festlich einzuführen. Zweiundzwanzig in nächster Nähe abgefeuerte Kanonenschüsse verkündigen ihre Ankunft. Militärmusik voran, dann die Fahne, umflattert von fünf kleineren Schwestern, dann die Mitglieder der verschiedenen Komites, zum Schlusse die sämtlichen Teilnehmer an den Konzerten — so zogen wir zur Stadt ein. Beim Rathhaus wurden die Banner mit einem Blumenregen aus schöner Hand empfangen. Wir hielten an, schlossen einen Kreis, und Herr Oberst Gerber, früherer Centralpräsident, trat vor, um die Uebergabe des Bundeszeichens mit folgenden Worten einzuleiten:

„Hochachtbare Eidgenossen! Liebe Freunde von Wallis!“
 „Die Bundesstadt Bern hatte das letzte Mal die Ehre,
 „die schweizerische Musikgesellschaft in ihren Mauern zu be-
 „grüßen; und aus dieser Bundesstadt bringen wir Euch
 „heute die eidgenössische Fahne, das äußere Zeichen
 „der Vereinigung der schweizerischen Musikgesellschaft. —
 „Wenn je, außer dem Militärstande, der berufen ist, unter
 „dem weißen Kreuze im blutrothen Felde für die Ehre und
 „Unabhängigkeit des Vaterlandes bis zum letzten Bluts-
 „tropfen einzustehen, Jemand berechtigt ist, dieses Banner
 „über sich wehen zu lassen, so ist es die schweizerische
 „Musikgesellschaft. — Das Banner ist das äußere
 „Zeichen jeder Vereinigung im Vaterlande, die zum Zwecke
 „hat, vereinzelte Kräfte in ein Ganzes zusammenzu-
 „fassen, um sie in diesem Ganzen nicht etwa aufgehen, wohl
 „aber schöner, naturgemäßer, kräftiger und entschiedener wir-
 „ken zu lassen. — Welche Gesellschaft nun könnte sich rüh-
 „men, in ihrem Kreise und in ihrer Bedeutung diesen Zweck
 „vollständiger erfaßt und erreicht zu haben, als eben die
 „schweizerische Musikgesellschaft? . . . Keine kann
 „daher größeres, ja gleiches Recht haben, das Banner mit dem
 „weißen Kreuze über sich zu entfalten. — Empfanget es,

„Walliser, dieses Banner, das wir Euch bringen mit einem
 „herzlichen Gruße und dem biedern Handschlage Euerer
 „Brüder über jenen Bergen dort! Bei Euch, in dieser schö-
 „nen und freien Alpennatur, will es jetzt verweilen. Es
 „will auch bei Euch Zeuge sein, daß dem redlichen, nach-
 „haltigen Willen nichts unmöglich ist, — daß Alles, was
 „schön und gut, was den Menschen erhebt über sich selbst,
 „und ihn in der schönsten Sprache, die Gott selbst ge-
 „schaffen, an seine höhere Bestimmung weist, auch in diesen
 „Bergen sein nimmer verhallendes Echo findet. Es will
 „Zeuge sein, daß Diejenigen, welche sich die Schwachen
 „nennen, die Starken werden! — Empfanget es, Wal-
 „liser, mit den gleichen Gefühlen, Gesinnungen und Wün-
 „schen, mit denen es Euch hiermit überreicht wird!“

Herr Staatsrathspräsident Zen-Ruffinen, als neuer
 Centralpräsident der schweizerischen Musikgesellschaft, beant-
 wortete den Gruß. Das eidgenössische Kreuz — sagte der
 Redner — sei schon einmal, vor wenigen Jahren erst, in
 Sitten eingezogen, aber leider nicht als Freund und Bun-
 desgenosse. Wie ganz anders jetzt, wo es die Harmonie
 in seinem Gefolge habe! Jede böse Erinnerung, jeder üble
 Eindruck von früher her müsse heute verschwinden. Bald
 würden auch die noch widerstrebenden feindseligen Herzen
 erobert sein. Darum ein Willkommen dem Banner, durch
 welches „süße Eintracht, holder Segen“ einkehre! — Lauter
 Beifallsruf folgte der Rede, sich vermengend mit dem Tusch
 der Militärmusik. — Noch stimmten die anwesenden Säng-
 er den eigens für diesen Augenblick von Marc Monnier ge-
 dichtet, von Fr. Graß in Genf komponirten „Chant de
 bienvenue“ an, dann zerstreute und verlief sich die Menge
 bis auf den spätern Abend.

Bis auf den spätern Abend; denn sobald Dunkel das
 Erdreich bedeckte, sammelte ein Fackelzug des Grütli-
 vereins drückende Massen Neugieriger und Schaulustiger um
 sich herum. Schöne Transparents, besonders ein strahlender,
 kaleidoskopisch rotirender Stern zogen die Aufmerksamkeit
 auf sich. Man sagte mir, Sitten habe so etwas noch nie
 gesehen! Auf dem Marsche durch die Stadt wurden kräftige

Lieder gesungen, und zeitweise ertönte heller Jubel der Menge über die feenhaft erleuchtete Straße durch rothe bengalische Flammen.

Der folgende Tag war der erste eigentliche Festtag. — Um acht Uhr versammelten sich im Rathhause die Mitglieder der Musikgesellschaft zur ersten Sitzung. Herr Präsident Zennuffen eröffnete dieselbe mit einem sehr ansprechenden, freien Vortrage über den mannigfaltigen Segen der Musik, dieser Universal Sprache, die im Schooß der Familie, im Leben des Volkes bildend und veredelnd wirke, sowohl nach innen auf Herz und Gemüth, als nach außen auf des Lebens Gestaltung. — Es folgte die Bestimmung des künftigen Festortes. Genf, welches die Ehre für sich in Anspruch nahm, wurde fast einhellig dazu erkoren. Schon ist's zwanzig Jahre, seitdem sich die schweizerische Musikgesellschaft dort zum letzten Male versammelte; wie wohlthuend wird nach dieser langen Zeit ein helvetisches Konzert wirken! — Eine Freude war's, unter den zur Aufnahme in die Gesellschaft sich meldenden Kandidaten eine bedeutende Zahl Walliser zu erblicken. Von 1843—1851 war der Kanton durch ein einziges Mitglied, den Tenoristen Mengis, vertreten; wie rasch nun zeigten sich die Früchte des Festes!

Es ist Sitte, jeweilen während der ersten Sitzung von den Namen der seit letztem Feste verstorbenen Gesellschaftsmitgliedern Kenntniß zu geben. Unter Denen, die heute betrauert werden mußten, befand sich auch Johann Jakob Mezger, früher Pfarrer in Siblingen, Kantons Schaffhausen, später Probst in Wagenhausen. Sein Sohn, Professor J. J. Mezger in Schaffhausen, hob in einem ehrenden Nekrologe die musikalischen Leistungen des Verstorbenen hervor. Beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch habe derselbe zu den begeistertsten Mitgliedern der Gesellschaft gehört und sei während 25 Jahren mit dem ausgezeichnetsten Beifall in den Konzerten aufgetreten. „Seine Flöte“ — hieß es in der Aufschrift — „in die er ganz seine Seele

gehaucht hatte, und deren Ton nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Aller, die ihn gehört, unübertroffen geblieben ist, entzückte die Zuhörer in Bern (1813), in Freiburg (1816), in Zürich (1818), in Solothurn (1822), in St. Gallen (1825), in Neuenburg (1828), in Zürich (1829), zuletzt in Winterthur (1830), wo sein Name noch immer unter den allgemein bekannten und gefeierten genannt wird. Leider verstummten seitdem seine Töne, indem eine langjährige Lähmung ihm die Möglichkeit nahm, der geliebten Flöte die gewohnten Töne zu entlocken. Der Schmerz darüber war unbeschreiblich." Mezger starb den 18. Juni 1853. Es freut uns, seinem Gedächtnisse ein kleines öffentliches Denkmal setzen zu können.

Allmählig rückt die Mittagsstunde heran. Die Sitzung wird geschlossen. Die Probe der Solisten, die unterdessen in der Kathedrale stattgefunden hat, geht auch zu Ende, und der Festwirth erwartet, daß Alles zu ihm ins Theater ziehen werde, wo für 220 Personen gedeckt ist. Aber wie man keine Rechnung ohne den Wirth machen darf, so sollte auch ein Wirth seine Rechnung nicht ohne die Gäste machen. Der Preis schien Vielen zu hoch, und nicht die Hälfte der Plätze wurde besetzt. Doch war da oben gleichwohl ein fröhliches Leben, und unterm Klang der Gläser und Klirren der Messer und Gabeln schloß sich manche liebe Festbekanntschaft. — Gleich nach Tisch fand in der Kathedrale die Hauptprobe zum großen Konzert statt. Sie gelang über Erwarten, obgleich noch Manches vorsiel, was den Direktor, im Gedanken, es könnte sich bei der Aufführung wiederholen, zum Schwitzen brachte. Wie tragikomisch gestaltete sich's, als ein Mal übers andere die „Hymne an die Nacht“ kommandirt war, und nun in die süßen, einschmeichelnden Flötentöne hinein die Posaunen mit aller Macht den Anfang des „Lobgesangs“ schmetterten: Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Dem Direktor verging Hören und Sehen. Den Bassisten ebenfalls; denn bald darauf ließen diese nicht mit offenem, sondern mit geschlossenem Munde das Orchester dahinstürmen, vergaßen einzusetzen und richteten mit ihrem Schweigen eine ebenso große Ver-

wirrung an als die Posaunisten mit ihrem Blasen. — Als die Probe um fünf Uhr zu Ende war, hätte nach dem Programm ein gemeinsamer Spaziergang nach Duvrier in die Seidenzüchterei des Herrn M. de Torrente stattfinden sollen. Leider hinderte daran der eingetretene Regen. Ein Jeglicher ging seines Wegs, ich des meinigen. Lieber Leser willst du mir folgen?

Wir besuchen mit einander ein merkwürdiges Haus, nach welchem du dich in den Reisebüchern vergeblich umsehen wirst. Es liegt in einer Seitenstraße, unweit des „goldenen Löwen.“ Laß dir unterwegs zwei Männer in Erinnerung bringen, die sich in der Geschichte einen Namen erworben haben, und welche, wären sie Freunde geblieben, und hätten sie einträchtig des Landes Wohl der eigenen Herrschaft vorgehen lassen, ein Segen ihres Volkes, wahre Väter des Vaterlandes würden gewesen sein, während sie nun in erbitterter Fehde ihre Kräfte und hohen Geistesgaben nutzlos an einander aufrieben. Ich rede vom berühmten Cardinal Matthäus Schinner und seinem Todfeinde Georg auf der Flüh, genannt Supersax. „Der Lektore“ — erzählt Bögelin — lange geächtet und in Rom gefangen, war kaum wieder heimgekehrt, als er gegen den Cardinal die Mazze aufrichtete. Schinner flehte die Tagsatzung um Beistand an. Sie lud Beide vor Gericht; aber ehe die Zögernden erschienen, half sich das Wallis selbst. Eine mächtige Parthei, des ewigen Unfriedens müde, erhob im Jahre 1517 die Mazze, verkündete den Landfrieden, verbannte Schinner und auf der Flüh und zog ihre Güter ein. Keiner der beiden Gegner sah je sein Vaterland wieder.“ — Schinner starb zu Rom im September 1522, auf der Flüh zu Bivis um's Jahr 1530. — In das Haus des Lektorn treten wir nun ein. Nachdem es, im Jahr 1505 von Supersax erbaut, lange Zeit hindurch in dessen Familie geblieben ist, kam es, ebenfalls durch Erbschaft, an die de Montes und zuletzt, auf die nämliche Weise, an die dem Bernehmen nach reichste Walliserfamilie der de Cavallaz. Vom großen Brande von 1788, welcher über 230 Häuser, Scheunen und Ställe

in Asche legte und auch das bischöfliche Schloß Tourbillon zur Ruine verwandelte, wurde es glücklich verschont. Herr de Lavallaz empfing alle sein Haus besuchenden Gäste auf's Freundlichste und ließ sie ungehindert die großen, wohl erhaltenen Säale mit ihren vielfachen Merkwürdigkeiten besichtigen. Im obern hielt 1852 die schweizerische naturforschende Gesellschaft ihre Jahresfikung. Interessant sind in demselben die beiden großen, vor anderthalb Jahrhunderten gemachten Bildnisse Schinners und auf der Flüh's. Jener, in seiner feuerrothen Kardinalstracht, fiel auf durch die fest markirten, gebräunten magern Züge, die scharfen Augenbraunen, die stark geformte Nase. Dieser, in seinem ehrwürdigen weißen Haar und Bart, nicht ohne gewinnende Freundlichkeit im ausdrucksvollen Gesichte, bildete zu Schinner einen auffallenden Gegensatz, und schwer war's, hinter den glatten Zügen jene Leidenschaftlichkeit des Hasses zu entdecken, die sich in Supersaxens eigenem Hause verewigt hat. Wir sahen in jeder Ecke des Treppenganges Frescobilder uns angrinsen, welche alle den hochwürdigen Kardinal darstellten, bald als Hanswurst angethan, bald seine Zunge reckend, bald als Pörtner des Hauses um eine Gabe bettelnd, bald mit Eselsohren ausgeschmückt, bald in einer Stellung und Haltung, die wir lieber verschweigen. — Der untere Saal enthielt zwei Tableaux, welche mich nicht minder fesselten als diejenigen des obern. Sie enthielten eine Zusammenstellung französischer und wallisischer Wappen zu Ehren eines 1602 zwischen Wallis und Frankreich geschlossenen Bündnisses. Wahrscheinlich hatte die Gelobung in diesem Saale stattgefunden. Es dauerte mir zu lange, die ganze darauf bezügliche Schrift zu entziffern. Ueberdies ist's finster geworden und der Tag hat sich geneigt; so bedanken wir uns denn bei dem gütigen Hausherrn, nehmen Abschied und bringen den Rest des Abends daheim im Kreise der lieben Schulmeisterfamilie zu.

Mittwoch Vormittags den 12. Juli fand im Rathhause die zweite Sitzung statt. Es lagen nicht unwichtige Verhandlungsgegenstände vor, welche aber doch für die Leser des Taschenbuchs ein geringes Interesse darbieten möchten. Seien wir daher ein bißchen zerstreut und betrachten wir uns, während die Herren Kunstfreunde tagen, des Saales Zierden. Da hängt, dem Eingang gegenüber, ein großes Christusbild. Man trifft derselben genug in katholischen Landen; auch machte das hier befindliche keinen Anspruch auf hohen künstlerischen Werth. Doch aber sah ich zu ihm besonders gerne auf. Ich urtheilte, es sei im Saale eines christlichen Großen oder Kleinen Rathes durchaus an seiner Stelle, und wünschte, daß alle Regierungen und Räte sich so offen und sichtbar zu dem Gekreuzigten bekennen möchten. — Von den übrigen, die Wände schmückenden Gemälden schienen mir die meisten, außer etwa durch ihr Alter, keinen sonderlichen Werth zu haben. Eines aber machte eine Ausnahme und fesselte mich in hohem Grade. Es war das lebensgroße, 1848 von Riß gemalte Bildniß des Domherrn Anton Berchtold. Der würdige Gelehrte steht in seinem Studierzimmer, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, in der linken das Manuscript seiner „Menschenbildung und Armenpflege“ haltend, das volle freundliche Antlitz wie zum Willkomm dem Beschauer zugekehrt. Auf den Bücherladen im Hintergrunde fallen Herders Werke, Klopstocks Messias, Leibnizens Theologie in die Augen. Berchtolds eigene Schriften, das „Denkmal eines Christen,“ „Bernunft und Liebe,“ „la métrologie,“ finden sich vorne auf dem Tische. Ein dabei liegendes Blatt belehrt uns, daß das Gemälde in dankbarer Anerkennung der Verdienste des großen Mannes durch die Stadt Sitten hier aufgestellt sei. Berchtold, der 1816 zum Pfarrer nach Sitten berufen wurde und sich während seiner langen Wirksamkeit die Liebe und Achtung seiner Mitbürger in steigendem Maße erworben hat, verdient die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung. Hat nicht ein Staatsmann der östlichen Schweiz, dessen Urtheil etwas wiegt, sich dahin geäußert: um Einen Berchtold

zu erhalten, müsse man zehn schweizerische Gelehrte zusammenschmieden!

Wenn wir annehmen, die Sitzung habe ihr Ende erreicht, die Mittagstunde sei herbeigekommen, der Wirth im Theater habe seine treugebliebenen 80 Gäste mit demjenigen bedient, was gestern von den 140 Nichterschieneenen war übriggelassen worden: nun, so wird's Zeit sein, einen guten Platz in der Kathedrale einzunehmen, um das beginnende große Konzert zu hören.

Man erwartete von Seiten des Publikums keine große Theilnahme. Die Freunde und Beförderer des Festes, so hochgestellt Manche unter ihnen waren, hatten von Anfang an eine stark gewappnete Bigotterie gegen sich, und sogar der Bischof war seiner Bereitwilligkeit wegen, mit der er die Kathedrale zur Verfügung gestellt hatte, den Angriffen Derer ausgesetzt, die bischöflicher sein wollten als er. Aber — wie Herr Zen-Ruffinen vorausgesagt hatte — es schien dem Feste bereits gelungen zu sein, viele der noch widerstrebenden Herzen zu erobern. Die Kirche, obgleich nicht überfüllt, war doch gut besetzt, und die Vorurtheile, als ob man Gottes Tempel zu einem heidnischen Lusthaus erniedrigen wolle, mußten bald vor der Macht der Wahrheit dahinschwinden. Beethovens siebente Symphonie mit ihren zauberisch lieblichen Gängen und Klängen begann, und wer, der gekommen war, sich unter den Eindruck dieser himmlischen Töne zu stellen, konnte ferner grollen und schmollen?

Es ist schwer, einen musikalischen Gedankenausdruck in den entsprechenden sprachlichen zu übersetzen. So wie der einfachste Text seine musikalische Gestaltung von zehn Komponisten in zehnfacher Verschiedenheit erhalten wird, so wird die einfachste Komposition in gleichem Maße ihre mannigfaltige sprachliche Auffassung und Deutung finden. Vielleicht hat jede dieser Deutungen eine gewisse Berechtigung und ist mehr oder minder zutreffend, ein deutlicher Beweis für die Schwierigkeit, ein Tonwerk mit vollkommener Klarheit, in ganzer sprachlicher Schärfe aufzufassen, wenn es auch ein Leichtes und

selbst für den Uneingeweihten Mögliches sein mag, Etwas davon zu verstehen und in Worte zu bringen. Hiernach maße ich mir nicht an, den musikalischen Grundgedanken der Beethovenschen A-Dur-Symphonie erschöpfend zu kommentiren. Andere mögen anders und besser urtheilen. Aber mir gab's große Befriedigung, bei dem Jubiliren und Triumphiren, dem Singen und Klingen aller Instrumente an jenes Wort des Apostels zu denken, das er 2. Cor. 12, 4 von sich selber sagt: „Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann,“ — oder auch an jene Aufforderung Philipp Nicolai's:

Spielt unserm Gott mit hellem Klang
Und laßt den herrlichsten Gesang
Sanz freudenreich erschallen!

.
Singet, klinget,
Zubellieder, Hallet wieder,
Bis die Erde voll von seinem Ruhme werde!

oder wieder an jenes köstliche Zeugniß Gerhards:

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud' und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das, was mich singen machet,
Ist was im Himmel ist.

Mitten in der Symphonie, im Allegretto (von Director Methfessel in richtigem Gefühl fast wie Andante behandelt), erscheint plötzlich die Freude durch Wehmuth gedämpft. Geht das Herz sonst durchweg in Sprüngen, so hält's hier inne mit seinem Jubel, und fast tönt's wie eine Klage aus dem gemessenen feierlichen Prozessions Schritte heraus. Ich möchte dabei sagen: die Freude finde ihr heiligendes Maß im Gedanken an das Leiden, durch das

sie uns erworben worden ist; die Symphonie trage, als ein christliches Produkt, das Sterben des Herrn Jesu an sich herum (2. Cor. 4, 10). Es mag sein, daß diese Auslegung stark den Geistlichen verräth. Mancher würde sich durch die zauberischen Töne eher in eine Märchen- und Feenwelt, in die Regionen des Oberon und des Sommer-nachtstraumes versetzt fühlen; aber dann bringt er die heiligen Hallen, in welchen die Symphonie erschallt, und den Mendelssohn'schen „Lobgesang,“ den sie heute mit Recht zum großartigen Seitenstücke hat, wenig in Anschlag. Wenn sie übrigens für mich — und sei es sonst für Keinen — in der heiligsten Sprache redet und die heiligsten Empfindungen rege macht, wer möchte mir diesen Genuß wehren, diese Frucht streitig machen?

Eins erwähne ich noch. Die Symphonie zu leiten, war Richard Wagner berufen worden. Er hatte sich willig erzeigt und kam nach Sitten, aber nur um sogleich wieder abzureisen. Er sollte Harmonie bringen und brachte Mißklang. Mit Recht bemerkte gegen ihn der Korrespondent des „Bays“: „Es scheint, Herr Wagner habe, weniger stark in der Geographie als in der Musik, in Sitten die nämlichen Hülfsmittel, die ihm Zürich bieten, zu finden geglaubt. Getäuscht in seiner Erwartung und zu groß für eine so kleine Stadt, verläßt er sie augenblicklich. . . Glücklicherweise hat sich Herr Methfessel stark genug gefühlt, die gewichtige, ihm aufgebürdete Last allein zu tragen; und er hat sie getragen bis an's Ende.“ — Auch der „Bund“ sprach unumwunden seinen Tadel aus. „Man hätte“ — schreibt er — „einem Manne wie Wagner mit seiner demokratischen Richtung, mehr republikanische Selbstüberwindung zugetraut, voraussetzend, daß er die dortigen Verhältnisse besser würdigen und den Zweck des Festes nicht allein vom rein künstlerischen oder individuellen, sondern auch vom sozialen Standpunkte aus, namentlich im Hinblick auf die Zukunft, erfassen würde, um so mehr, als man später in der That mit den Erfolgen und Leistungen zufrieden sein konnte. Er hätte viel wirken und sich Freundschaft, Anerkennung und Dank mit geringer Mühe erwerben können.“

Auf die Symphonie folgte Neukomm's „Hymne an die Nacht,“ die bereits 1843 in Freiburg zur Ausführung gelangt, also jetzt kein „neu kommendes“ Stück mehr war. Ihres leichten Sanges wie ihres leichten Verständnisses wegen ist diese Komposition beliebt; und mag sie auch den Vergleich mit andern Werken anderer Meister nicht aushalten — was schadet das? Hat nicht das bescheidene Weilchen auch ein Recht, zu blühen? Mir schien der Lamartine'sche Text mit der Neukomm'schen Musik vortrefflich zu harmoniren. Beide haben stark sentimental, aber nicht unedlen Charakter und versetzen uns recht gut in das Wesen einer stillen, träumerischen Nacht. — Fräulein Karoline Kiefer aus Freiburg im Breisgau, jetzt in Bern, sang die Soloparthien des Sopran mit oft überraschendem Ausdruck und mit aller Reinheit und Frische ihrer jugendlichen Stimme. Herr J. Marcillac aus Genf gefiel durch seinen angenehmen Tenor recht gut; und daß er zu bescheiden war, um glänzen zu wollen, mußte gerade zu seinen Gunsten stimmen. — Herr Gunzer aus Koblenz, in Bivis wohnend, hatte Gelegenheit, seine schöne, wohlklingende Baßstimme zu entfalten, und beurfundete sich als einen tüchtig gebildeten Musiker. Der Chor, aus etwa hundert Sängern und Sängerinnen bestehend, tönte kräftig; das Stimmenverhältniß schien mir richtig zu sein. Eigenthümlicher Weise sangen die Martinacher nach Ziffern, nicht nach Noten, wie die übrigen Menschenkinder. Sehr bequem, wenn man keine Musik brauchen kann, ehe sie für's eigene Bedürfniß besonders zugerichtet ist! Vielleicht ist über's Jahr auch der Text durch Ziffern dargestellt und dann wird Martinach die berühmteste aller sonderbündischen Städte sein!

Des Konzertes zweite Abtheilung wurde ganz durch den „Lobgesang“ von Mendelssohn-Bartholdy“ ausgefüllt. Die vorausgehende Instrumentalsymphonie, so prächtige Einzelheiten sie enthielt, wollte mir als Ganzes nicht zusagen. Gern gestehe ich, sie nicht verstanden zu haben. Wie anders, als der Gesang anhub! Nun kam Licht und Leben, Kraft und Saft, Wahrheit und Klarheit

in den „Lobgesang.“ Auf die mannigfaltigste Weise gestaltete sich der Ausdruck der Anbetung, bald in Einzelgesängen und bald in prachtvollen Chören, jetzt in sanfter Stille und dann in stürmischer Bewegung, jetzt als süßes Dankopfer und wieder als kräftiges Gelübde, bald als rauschende Berherrlichung des allmächtigen Schöpfers, bald auch als rührende Lobpreisung des gnädigen Erlösers; kurz, es war eine Weihe, ein Geistesodem in dieser Musik, daß ich mich wahrhaft erbaut fühlte, wahrhaft geheiligt unter dem Einflusse der wunderbaren Macht. Und ich stand nicht allein mit meiner gehobenen Stimmung, ich theilte sie mit Vielen. Wenn je ein Chor mit Herz und Seele gesungen hat, so war es hier; daher das schöne Gelingen, die mächtige Wirkung! — Mit ebenso vieler Liebe hatten die Solofänger und Sängerinnen ihre Aufgabe erfaßt, und theilweise gingen ihre Leistungen in's Vorzügliche. — Herr Alfred Dubouret aus Genf, ein wahrer „Meistersänger,“ legte in die Tenorarie „Saget, ihr die ihr erlöst seid“ einen unnachahmlichen Ausdruck. Der Ton ruhiger Anbetung aus einem göttlich getrösteten Herzen heraus war auf's Beste getroffen. — Das berühmte Duett „Ich harrete des Herrn,“ von den Fräulein Kiefer und Henriette Nordorf aus Zürich vorgetragen, verfehlte seine Wirkung nicht. Diese himmlische, herzandrängende Musik, die Blüthe des Lobgesanges, lockte in manches Auge eine süße Thräne. Warum hätte man sich der Rührung schämen sollen? hatte sie doch religiösen Charakter und gehörte dem „inwendigen Menschen“ an! — Das effektvolle Tenorsolo „Stricke des Todes hatten uns umfängen“ wurde von Herrn Marcillac sehr schön gesungen. Welche Bangigkeit, welche angstvolle Erwartung lag in der Frage: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ Wie klang die Antwort des Hüters so trostlos und so schauerlich: „Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht sein!“ Mit welcher Kraft aber und fast verzweifelter Anstrengung wiederholte sich die Frage an den Hüter in immer gesteigerter Tonhöhe, als müßte sie durch alle Wolken dringen und den Himmel stürmen, bis endlich von oben die Erhörung kömmt und ein Engel mit

Bosaunenton verkündigt: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen!“ Diese wenigen Worte, in welche Fräulein Kiefer alle Stärke ihrer hellen herrlichen Stimme legte, waren von ergreifender Wirkung. Es leuchtete aus ihnen mit blendender Wahrheit der Himmelsglanz des anbrechenden Tages. Und nun folgte unmittelbar jener gewaltige, in die Engelsworte triumphirend einstimmende Chor (Text: Röm. 13, 12). Welch ein erschütternder Siegemarsch ist das! Wie geht's durch heißen Kampf und wilde Gährung hindurch, bis endlich der alte Mensch dem neuen weichen muß und die Werke der Finsterniß durch die Waffen des Lichts überwunden sind! Und jetzt wach' auf, Psalter und Harfe! Einstimmig von allen Lippen gesungen erschallt's durch die Hallen der Kirche: „Nun danket Alle Gott!“ Erst mit dem zweiten Vers löst sich der Gesang in die herrlichste Harmonie auf, und die eintretende sanfte Orchesterbegleitung umspielt wie mit Stimmen der Engeln den betenden Chor. Haben wir das Duett „Ich harrete des Herrn“ die Blüthe des Lobgesanges genannt, so ist derselbe durch den Luther'schen Choral zur köstlichen Frucht herangereift. — Wir lassen uns an diesen Einzelheiten genügen; sie heben aus dem Schönen das Schönste hervor.

Raum war das große Konzert beendigt, so vereinigten sich eine Anzahl froher Sänger und Musiker zur Fahrt nach Duvrier bei St. Lienhard. Dießmal gestattete der Himmel einen Ausflug in's Freie. Der rasselnde Leiterwagen hatte uns bald an Ort und Stelle gebracht, und unter lautem Hurrah begrüßten wir die schöne, grüne, uns willkommen heißende Ehrenpforte mit ihren flatternden Fähnlein. Herr Moriz de Torrente, der die Seidenzucht hier in großartigem Maße betreibt, führte uns auf's Freundlichste in allen Theilen seines Etablissements herum. Der Augenschein gab eine treffliche Belehrung. „Jetzt wollen wir auch Ihr Orchester arbeiten sehn“ — meinte Herr Direktor Methfessel, der in bester Laune war und alle Ursache

dazu hatte. Wir trafen's in eine gute Zeit. Von Anfang bis zu Ende konnten wir das Leben und Weben der Seidenraupen verfolgen. In den hohen, weiten Räumen war jede Ecke zugänglich, und eine im Wallis überraschende Sauberkeit machte den Besuch doppelt angenehm. Der aus dem Ei gekrochene Seidenwurm ist in 27 Tagen ausgewachsen, in 34 Tagen eingesponnen, in 44 Tagen ein Schmetterling, und dann — wenn nur erst die Eier gelegt sind — kann der Vogel ausfliegen durchs geöffnete Fenster und in der trügerischen Freiheit — sterben, der Seidenzüchter aber nimmt Besitz vom hinterlassenen köstlichen Erbe. — Wer Lust hat, eine Reihe interessanter, meisterlich geschriebener Aufsätze über das Ganze der Seidenzucht zu lesen, der nehme die Jahrgänge 1849—1852 des schweizerischen Volksbotenkalenders zur Hand.

Herr de Torrente begnügte sich nicht, den Führer und Cicerone zu machen; er fing nun auch an, den Wirth zu spielen, und wir fanden uns vortrefflich in die Rolle der Gäste. Im Empfangssaale stieß Alles gar herzlich mit einander an und trank die Gesundheit des gastfreundlichen Hausherrn. Ah, wie mundete der perlende, goldene Wein! Und dazu wurde das Piano geöffnet, und Herr Hornstein, ein lieber junger Künstler, Schüler des Leipziger Konservatoriums, erfreute die Gesellschaft durch treffliches Spiel. Wie Schade, daß die Zeit so rasch dahineilte, und die dunkeln Fittige des Abends immer mehr die Erde überschatteten! Wir mußten an die Heimkehr denken, rasselten davon, und hatten, im Theater angelangt, Mühe, an den gedeckten und schon stark besetzten Tischen einen ordentlichen Platz zu finden. Endlich war's gethan, und die Freuden des gemeinsamen obligatorischen Nachtessens fingen an, sich zu entfalten.

Was soll ich von diesen neuen Feststunden berichten? Es reichte sich Alles die Hand, um sie zu den heitersten und glücklichsten zu machen. Der Saal war geschmackvoll dekorirt, glänzte in Hunderten von Lichtern und bot, von der Bühne aus gesehen, einen fesselnden Anblick. Oben auf der Gallerie ließ sich zeitweise die treffliche „Harmonie“

aus Bern hören. Unten wechselten trauliche Gespräche, Quartette, allgemeine Gesänge, Toaste in bunter Reihe mit einander ab, und daneben vergaß man weder des hungrigen Magens noch der durstigen Leber. Von den Trinksprüchen erwähne ich hier, um kurz zu sein, nur desjenigen des Herrn Zen-Ruffinen. Er galt dem eidgenössischen Kreuz. „Dieses Kreuz“ — rief der Redner — „ist unsere Fahne; mitten im Kreuze steht unsere Leher. Warum? Weil das Kreuz das schönste Zeichen, das treffendste Sinnbild der Harmonie ist. Was ist die Bedeutung des eidgenössischen Kreuzes? Seht, von Einem Punkte ausgehend, ist es doch nach allen Richtungen gewendet, uns zur Mahnung, daß wir auch die verschiedensten Ansichten achten und ehren sollen, so sie nur in dem Einen Mittelpunkt eines vaterlandsliebenden Herzens zusammen treffen! Seht ferner im Kreuze das Zeichen der Erinnerung an unsern einigen Herrn, an den himmlischen Dulder, der von seiner Todesstätte hernieder uns zur Eintracht, zum Frieden, zur Liebe ermahnt! Drum, ob auch politische Partheiungen und religiöse Spaltungen unter uns sein mögen, so wehe doch nur um so mächtiger das eidgenössische Kreuz, das Symbol der Duldung, über unsern Häuptern. Am Herzen des Vaterlandes, unserer gemeinsamen Mutter, wollen wir uns als Brüder wiederfinden, als Brüder lieben und in solcher Eintracht stark und unüberwindlich sein. Durch unsere Achtung vor den Grundsätzen, die das Kreuz uns predigt, wollen wir in unserm Theile eine Aufgabe erfüllen, welche der ganzen Welt gestellt ist. Denn wie die vier Arme des Kreuzes nach allen vier Enden der Erde gerichtet sind, so geht des Kreuzes heilige Bedeutung über alle Länder. Wer aber ist würdiger, das vielsagende Banner über sich wehen zu lassen, als die schweizerische Musikgesellschaft, welche die politischen und religiösen Gegensätze sichtbar in ihrem Schooße einigt und die Harmonie der Herzen durch die Harmonie der Töne zu einer seligen Wahrheit macht? Darum soll aus unserm Kreise ein besonders kräftiges Lebehoch erschallen auf unsere Fahne: das eidgenössische Kreuz!“

Nun der letzte Festtag, der 10. Juli, der uns das zweite oder sogenannte kleine Konzert bringt. Der lange Vormittag kann durch einen Spaziergang nach den aussichtsreichen Trümmern von Tourbillon, dann durch einen Besuch in der Kathedrale zur Anhörung der letzten Probe ausgefüllt werden. Zu Mittag speisen wir für heute nicht im Theater, sondern bei dem lieben Quartiergeber, gönnen uns nach der kräftigen Kost zu besserer Verdauung ein Täschchen schwarzen Kaffee nebst obligatem Kirschwasser und Glühstengel, und ehe wir's meinen, ist's zwei Uhr Nachmittags geworden. Wir eilen zur Kirche. Wie gestern sehen wir im Hauptgange des Schiffes auf gepolstertem Lehnstuhl, einen Teppich zu den Füßen, den hochwürdigen Bischof sitzen, der so eben mit einem Tusch der Blechinstrumente bewillkommt worden ist. Sonst aber vermiffen wir viele Gesichter des vorigen Tages. Die Kirche ist nur schwach besetzt.

Das Konzert begann mit der zweiten oder C-Dur-Symphonie von Nils Gade, doch unter Auslassung des ersten Sazes. Gade's Musik ist ansprechend, wohlklingend, das Orchester hielt sich gut; man konnte zufrieden sein; freilich durfte Beethoven nicht zum Vergleich herbeigezogen werden! — Es folgte dann die Arie des Alessandro Stradella aus dem Jahre 1667, welche von Herrn Mengis 1843 in Freiburg gesungen und nun von Fräulein Nordorf für's dießjährige Musikfest ausgewählt worden war. Man konnte die Wahl eine glückliche nennen. In den weiten kirchlichen Räumen klang der schwermüthige Gesang mit seinen gehaltenen Tönen und der würdigen Instrumentalbegleitung sehr gut. Die Arie war für Fräulein Nordorf's tiefe Stimme und vorzugsweise ruhigen Vortrag wie geschaffen. — Nach ihr ließ sich Herr Adolph Kölla, der Jüngste der Brüder Violinisten, mit Mendelssohn-Bartholdy's großem Konzerte hören. Der junge Mann bewies eine erstaunliche Fertigkeit; aber sowohl Spiel als Komposition ließen mich kalt. „Dä chrahet guet,“ meinte neben mir Schulmeister Jakob. Ich lachte, mußte aber gestehen: das Urtheil trifft! Sei man übrigens gerecht, die

Geige hat in einer Kathedrale Mühe, sich Anerkennung und Beifall zu verschaffen. Viel eher wird sie im Konzertsaal ihre Triumphe feiern. — Das Duett mit Chor aus dem „Lobgesang“ schloß des Konzertes erste Abtheilung. Eine Wiederholung dieser Nummer entsprach allseitigen Wünschen und wurde mit Freuden begrüßt.

Die zweite Abtheilung wurde durch Webers Overture zur Curvranthe eröffnet. Das Orchester schien in immer bessere Laune zu kommen. Fort ging's in saufendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben, und Ries und Funken stoben. — Dann war an Fräulein Kiefer die Reihe. Beethovens große Arie „Ah perfido“ setzte die Virtuosität der Sängerin und den Reichthum ihrer Stimmmittel in ein helles Licht; aber — offen gestanden — dieser Komposition des berühmten Meisters kam von meiner Seite keine Vorliebe entgegen. Schrecklich, aber doch wahr! Ich mußte also den eigentlichen Hochgenuß Andern überlassen. — Ferdinand David's Posaunenkonzertino, von Herrn Thiele, dem wackern Künstler, schon 1851 in Bern vorgetragen, kam jetzt abermals zur Aufführung. Die Komposition, ohne gerade großen Werth und tiefen Gehalt zu beanspruchen, ist doch, was man so nennt, eine dankbare, und Herr Thiele wußte die natürlichen Vorzüge seines Instrumentes, die es zu kirchlichem Gebrauche so geeignet machen, gut zu benutzen. Die Schwierigkeiten der Behandlung wurden unter den Händen des Meisters kaum bemerkt. Bald quollen die Töne so sanft und lieblich heraus, als ob ein Horn sie entsende; bald wieder schmetterten sie drein, als ob die Posaune des letzten Gerichts geblasen würde; immer aber waren sie vorsichtig angelegt, rund und rein, voll und fest, und Herrn Thiele's Leistung mußte um so größere Anerkennung finden, als sein ausharrendes Mitwirken im Orchester und die damit verbundene leibliche Ermüdung ein weniger gutes Gelingen vollkommen entschuldigt hätten. — Herr Dubouret sang Josephs Arie aus Mehul's bekannter Oper und bewährte seine Meisterschaft. Wohl keinen Tönen lauschte man so gespannt als den seinen. Jedes Wort war verständlich, jedes Nötchen hatte

den ihn zukommenden Ausdruck, kurz der Vortrag durfte als vollendet bezeichnet werden, und man mußte dem Sänger um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als die volle Blüthezeit seiner Stimme vorüber war, der natürliche Mangel also durch Kunst zugedeckt und ersetzt werden mußte, eine schwierige und peinliche Aufgabe, welche selten so glücklich gelöst wird. — Am den Schluß des Konzerts kam auch heute der Schlußchor aus Mendelssohn's „Lobgesang“ zu stehen. Noch einmal wurden alle Kräfte aufgeboten, alle Lungen in die angestrengteste Thätigkeit gesetzt; es zeigte sich eine wahre Begeisterung unter den Mitwirkenden, und Herr Direktor Methfessel legte seinen Taktstab, der in kurzer Zeit so Ruhmliches und die Erwartungen Uebertreffendes hervorgezaubert hatt, mit voller Befriedigung nieder, einem Feldherrn gleich, der sein Schwert nach gewonnener Schlacht stolz in die Scheide stecken darf.

Noch thun wir des Abends den letzten festlichen Gang. Wir folgen den Wappen der zweiundzwanzig Kantone, welche, stationsweise als Transparents leuchtend, uns den Weg nach dem Theater weisen. Da oben hat der Ball begonnen, und wir freuen uns ein Weilchen mit den Fröhlichen. Doch fühlen wir uns nicht auf heimischem Boden, und nachdem Herr Methfessel und die beiden Konzertsängerinnen bei ihrem Eintritt in den Saal bekränzt und unter Blumen fast begraben worden sind, eilen wir durch die dunkeln Gassen heim ins Quartier. Morgen geht's ja über den Rapph in die Lenk zurück; da wird zuvor ein erquickender Schlummer an seinem Plaze sein.

Freitags den 14. Juli, früh um halb sechs Uhr, verließ ich Sitten in Gesellschaft eines Freundes, des Herrn Karl G., Lehrer in B. — Der Tag war herrlich angebrochen. Die Sonne schien nur allzuhell und allzuwarm. Wir spürten bald ihre Kraft und mäßigten unsern Lauf. Nach zwei Stunden war Ahent erreicht. Beim Pfarrer des Ortes fanden wir gastliche Aufnahme. Ich war gesinnt,

hier auf einen Mann aus der Lent, den obengenannten Jakob Tritten, zu warten, mit dem ich die gemeinsame Rückkehr abgeredet hatte. Als er aber gar zu lange nicht erschien, fürchtete ich mich zu verspäten. Ich wußte, daß die Meinigen mir bis Tzigen entgegengehen würden, und wollte sie nicht vergeblich meiner harren lassen. So ließ ich den größten Theil meines Gepäcks zu Händen des Trägers zurück, hängte mir bloß die Botanisirbüchse um, welche mit Pflanzen aus der Küche der lieben Frau Schulmeisterin vollgespickt war, und trat wohlgemuth mit Freund G. die eigentliche Ramylreise an. Wir waren glücklich, jenseits des „tiefen Grabens“ vom kühlen Waldesschatten aufgenommen zu werden. Der Weg ließ uns Raum genug, plaudernd „in gleichem Schritt und Tritt“ neben einander herzugehen, und mein Kamerad wunderte sich über die geringe Beschwerlichkeit des Marsches. In der That, ich verwunderte mich selber. Wir kamen nicht an's Steigen. Die rechts in der Tiefe rauschende Riene oder Raspille schien mir ungewöhnlich nahe zu sein. Indessen dachte ich: bald wird und muß es in die Höhe gehen, beruhigte mich, hatte ja keinen andern ordentlichen Weg gesehen als den, den wir unter den Füßen hatten; und kurz, wir marschirten zu, immer zu, bis auf einmal der Wald sich vor uns öffnete, und der Pfad am Rande eines steil abgerissenen breiten Erdschliffes sich verlor. Es war keine Möglichkeit, hier durchzukommen. Wir mußten die Stelle zu umgehen suchen, thaten einige Schritte zurück in den Wald, krabbelten dann mühevoll die steile Halde hinan und fanden in einiger Höhe einen neuen Weg, den wir triumphirend als den ächten und rechten begrüßten. Lustig ging's weiter in den dunkeln Wald hinein. Ich meinte mich an einzelnen Stellen deutlich wiederzuerkennen, obwohl mir die geringe Steigung fortwährend auffiel. Sieh', da wurde mit Einem Male der Weg kleiner und kleiner und verlief endlich in den Bäumen wie ein Bächlein im Sande. Was war zu thun? Der Muth entsank mir nicht; war mir doch die Gegend einigermaßen bekannt. Ich kam immer mehr zur Ueberzeugung, daß wir zu tief stünden, und rieth, in möglichst

gerader Linie quer bergan zu steigen, bis der Paßweg gefunden sei. Mein Freund mochte jedoch in meine hodogegitischen Kenntnisse bereits einiges Mißtrauen gesetzt haben. Während ich dem Rathe die That folgen ließ und schweißtriefend die Höhe hinaufklimmte, suchte er unten in aller Ruhe nach der verlorenen Fährte und rief mir endlich mit Stentorstimme zu: gefunden! gefunden! Ich war schon weit oben, hatte aber keinen Weg entdeckt und fühlte mich nachgerade geneigt, den Gedanken, wir seien irre gegangen, aufzugeben. So rutschte ich denn zurück, langte bald unten bei G. an und fand ihn in einem schmalen, dürftigen Pfade stehen, der ein Kopfschütteln abnöthigte, aber doch, weil er aufwärts führte und wir keinen bessern zur Verfügung hatten, zur Benützung einlud. Wieder ging's eine ziemliche Strecke vorwärts; ich fing an zu hoffen, wir würden am Ende in die richtige Bahn einlenken. Doch noch einmal sahen wir uns getäuscht. Wir kamen an den Rand einer tiefen, unübersteiglichen Kluft und waren verhindert, auch nur einen Schritt weiter vorzurücken. Jetzt erst faßte der Gedanke festen Fuß, ob es nicht räthlich wäre, von den eiteln Versuchen, den Weg zu finden, abzustehen, um nicht darüber in völlige Irre und vielleicht in eine gefährliche Lage zu gerathen. Freund G. war sogleich entschlossen, den Rückweg nach Auent anzutreten. Ich widerstrebte, weil dann unsere rechtzeitige Ankunft in Ißgen zu dem verabredeten Zusammentreffen über alle Maße verspätet worden wäre. Es war mir fast zur Gewißheit geworden, der Paß befinde sich über uns in einer wenn auch beträchtlichen, so doch erklimmbaren Höhe. Frisch begab ich mich noch einmal an's Steigen, setzte den Bergstock doppelt fest ein, hielt mich an Aesten, Sträuchen, Wurzeln, that Schritt um Schritt, so gut es ging, und gelangte — an eine senkrechte Felsenmauer, die energisch gebot: bis hieher und nicht weiter! „Jetzt, Karl, gehe ich mit dir zurück,“ rief ich hinunter; „sei's denn in Gottes Namen!“ — Wir traten den trübseligen Rückmarsch an. Aber nicht lange, so fand ich mich von meinem Gefährten getrennt. Er hielt niederwärts, ich mit verzweifelter Beharrlichkeit aufwärts. Wir riefen

einander, um uns nicht zu verlieren. Plötzlich glaubte ich Spuren eines kleinen, steil berganführenden Pfades zu entdecken; ich folgte ihnen, die Schritte wurden beflügelt, kein bedeutendes Hinderniß hemmte mich im Lauf, und endlich, o Freude! stand ich in rechter Straße und ließ meinen Jubel aus voller Brust den Wald hinunterschallen!

Allein da war keine Rede noch Antwort! Alle meine Halloh's und Hurrah's fanden nur ihr eigenes Echo. Ich wartete ein Weilchen. Ein nahe sprudelndes Wasser löschte meinen Durst, ein paar geküchelte Brodschnitten aus meiner Büchse stillten den Hunger, eine schattige Moosbank bot Erquickung für die müden Beine. Umsonst jedoch lauschte ich einem Rufe meines Kameraden. Ich hörte nur das Rauschen des Windes in den Tannenwipfeln, das Singen der Vögelein auf den Zweigen, das Murmeln des nahe hüpfenden Bächleins. Da faßte mich der Gedanke: „wie, wenn dein Freund abermals auf trügerische Seitenpfade gerieth? wie — wenn er an gefährliche Stellen käme und unglücklich würde?“ Es war nicht wahrscheinlich, aber doch gerieth ich in Besorgniß und Angst, in jene Aufregung des Gemüthes, die keine ruhige Ueberlegung und klare Ueberzeugung aufkommen läßt. Mein einziges Streben ging dahin, Gewißheit zu erhalten, ob G. noch im Walde herumirre oder schon das freie Feld gewonnen habe. Ich lief daher auf dem gefundenen Pfade rückwärts, ich fing an zu springen, zu rennen, immer laut rufend, bis die Heiserkeit mich übermannte. Vergeblich! — Ich kam zum Walde hinaus; ich langte schon beim „tiefen Graben“ an, wo die Straße weit ausbiegt und mit den Augen auf eine Strecke von zehn Minuten verfolgt werden kann. Aber ich sah und hörte keinen Menschen; nur ein Hirtenbube in der Tiefe fing an, mein Schreien und Pfeifen nachzuäffen. Nun glaubte ich, mir selbst und den Meinigen auch einige Rücksicht schuldig zu sein. Das Zusammentreffen in Tigen war zwar bereits eine Unmöglichkeit geworden; aber wie nun, wenn zu diesem Mißgeschicke sich noch ein anderes und größeres gesellte? Wie, wenn mein Träger, während wir am Waldesabhange in der Irre herumgeflettert waren, rasch

zumarschirt war, in der Absicht, uns einzuholen? Wie, wenn er sich nun im Vorsprunge befand und Abends ohne mich drüben in der Lenk anlagte? Was hätte das für einen Schrecken veranlaßt! Der Gedanke peinigte mich unaufhörlich und jagte mich wie mit Spornen dem Rawyl zu. Wieder stand ich am Eingange des Waldes und sah nun deutlich, wo wir angefangen hatten, von der richtigen Bahn abzulenken. Immer noch die Möglichkeit im Auge behaltend, mein Freund möchte mich im Walde suchen und darüber den Pfad finden, riß ich ein Blatt aus meiner Brieftasche, schrieb ein paar geeignete Worte und legte das helle Papier mitten auf den Weg. Noch zwei oder drei Male nahm ich zu diesem Mittel meine Zuflucht, um deutliche Spuren meines Durchmarsches zurückzulassen. Wie ich schon vor acht Tagen wahrgenommen hatte, war der Weg hin und wieder durch eine Reihe gefällter Tannen vollständig gesperrt. Das nöthigte zu größern oder geringern Ausbeugungen, und oft gerieth ich dabei auf verrätherische Holzwege, denen ich ein Weilchen folgte, bis der Irrthum zu Tage trat, und ein schnelles Umlenken mich neuerdings auf gute Fährte brachte. Bei alle dem rückte ich nur langsam vorwärts und konnte nicht hoffen, den Träger, wenn er wirklich in Vorsprung gekommen war, so bald einzuholen. Es überfiel mich nach und nach eine fieberhafte Angst, ich möchte, noch einmal verirrt, mich gar nicht wieder zurechtfinden. Auf all mein Schreien erfolgte keine Antwort; ich war allein in dieser schauerlichen Waldeseinsamkeit. Da drängte sich mit ungewohnter Stärke das Bedürfniß des Gebetes mir auf. Nein, ich war ja nicht verlassen und verloren! Wo kein Mensch mich hören und mir helfen konnte, da blieb ja immer noch die himmlische Zuflucht offen, und in jenen bangen Augenblicken gelobte ich's: wenn der Herr mein Flehen erhöere und mich unversehrt den Meinen wiederschenke, ehe sie in Angst um mich vergehen müßten, so wolle ich ihn laut bekennen als den Gott, der auf Gebete merke und aus der Noth errette. Aber es war kein leichtes Ding, Glauben zu halten. So oft ich den Pfad wieder fand oder wiederzufinden glaubte, so oft verlor

ich ihn wieder, dann überfiel mich neue Angst; ich rannte auf gut Glück hin und her, jammernnd und fast verzagend. Das Ende schien ein gänzlichcs Irregehen zu sein. Durch eine Sperrung des Weges neuerdings abseits getrieben, verlor ich jegliche Spur. In keiner Richtung konnte ich die Fortsetzung erblicken. Zuletzt entdeckte ich einen schmalen Fußsteig und betrat ihn, wie durch einen Wink von oben geleitet. Wohin führte er mich? Nur wenige Schritte — und ich hatte den Wald hinter mir und über mir, vor mir aber gähnte eine gräßliche Tiefe. Ich war bei jener himmelhohen Fluh angekommen, die nur an einer einzigen Stelle, da wo der Weg der eingehauenen Wasserleitung folgt, den Durchgang gestattet. Vielleicht gelang es mir, diese Stelle zu finden. Nach vorn und nach unten durfte kein Schritt mehr geschehen; entweder mußte ich steigen oder zurückgehen. Sollten alle meine bisherigen Anstrengungen und Seufzer zum Himmel zu nichts geführt haben? „Nein — nicht zurück! vorwärts!“ rief's in meinem Innern; „aufgeschaut und auf Gott vertraut!“ Ich begann auf dem schlüpfrigen, gefährlichen Grasboden dem zu meinen Häupten sich hinziehenden Walde zuzusteigen. Ach, die Beine zitterten vor Müdigkeit, der Athem stockte vor Erschöpfung, die Gefahr, auszuglitschen und der Tiefe zuzurollen, vermehrte das Peinliche meiner Lage, aber auch die Energie des Vordringens. Ich erreichte die untersten Gesträuche und Bäume und sah durch die lichte Waldung, wie ein weiteres Steigen für meine matten Glieder — nicht möglich war; eine nicht sehr hohe, aber für mich unersteigliche nackte Wand legte sich in den Weg! Schon war ich bereit, in einen höhern Willen mich zu ergeben und den Rückmarsch nach Auent zu versuchen, als ich, zum letzten Mal aufblickend, einen Mann seine Straße ziehen und hinter Tannen verschwinden sah. Kaum traute ich meinen Augen. Ich rief — er hörte mich nicht. Ich rief lauter, da zeigten sich andere Gestalten, drei Männer, die verwundert über den Rand der Felsenmauer hinabschauten, um den Rufer zu entdecken. Es gab eine Erkennungs-scene, wie ich sie noch nie erlebt. Jener Erste war

mein Träger, diese drei seine Gefährten, Alle aus der Lenk und mir wohlbekannt. Wie mir nun zu Muthe war, wie ich von Dank und Freude überströmte, läßt sich denken! Bald sah ich mich oben, dicht am Eingange der „Känel“ und erzählte kurz meine Irrfahrt. Zu einem Halt war hier die geeignete Stelle nicht. Jenseits der „Känel“ aber legten wir uns ins grüne Gras, und unter dem belebenden Einflusse guten Weins und gefundener Freunde kehrten die entschwundenen Kräfte allmählig zurück. — Und nicht genug: die Freude sollte vollkommen werden. Wir saßen noch keine halbe Stunde beisammen, da sahen wir Freund G. in Begleitung eines Führers aus Nyent durch die „Känel“ kommen. In klassischer Ruhe langte er bei uns an, und hatte keine Vorstellung von der Angst, die ich auch feinetwegen ausgestanden.

Wir wurden indeß noch einmal getrennt. Ich bemerkte erst jetzt den Verlust meiner Briestafche, in welcher sämtliche Notizen über die leztverlebten Tage steckten. Diese waren mir unerseßlich, und ich wollte nichts versäumen, um wieder in ihren Besitz zu kommen. Da ich die Stelle bezeichnete, wo ich den Verlust erlitten zu haben glaubte, so eilte Einer aus den Gefährten im Fluge die halbe Stunde Wegs zurück, kehrte aber wieder, ohne den Gegenstand gefunden zu haben. Nun entschloß ich mich, während die Andern aufbrachen, selbst an Ort und Stelle hinzugehen. Von Jakob Tritten begleitet, kehrte ich um. Hätte ich gewußt, daß zwei Stunden über unserm Suchen nutzlos verstreichen würden, ich würde mich nicht dazu entschlossen haben.

Unterdessen eilte die Sonne mit schnellem Flügelschlage ihrer Ruhestätte entgegen, und immer höher und höher stiegen die Schatten an den Bergen hinauf. Ich will's kurz machen, um auf dem langen Marsche, der uns noch bevorstand, den Leser nicht auch mit zu ermüden. Als wir die Höhe des Rawyls erreichten, war das Glühen und Glänzen auch der erhabensten Schneegipfel vorbei. Um neun Uhr standen wir beim Kreuz. Nun erst begann das Fallen.

Die Dunkelheit, schon bisher umheimlich genug, wurde allmählig schreckhaft und gefahrdrohend. Als wir im Zickzack an den senkrecht abfallenden Flügen hinunterstiegen, war ich nicht im Stande, ein Stücklein Weges vor mir zu erkennen. Die Felswand, bald zur Linken, bald zur Rechten, warf einen undurchdringlichen Schatten. In der Tiefe aber dehnte sich ein grauschimmernder Nebelstreif, trügerisch an den Felsen sich anschmiegend, als ob's der Pfad wäre. „Nicht hinuntergeblickt, mein lieber, lieber Herr Pfarrer, nur unverwandt auf mich geschaut und mir gefolgt“ — rief dringend mein Führer. Er trug einen Sack Mais auf den Schultern; auf diesen hielt ich das Auge geheftet als auf das Einzige, was ich unterscheiden konnte. Wahrlich, eine schauerliche Reise, diese Nachtreise! Simrocks Lied erschien mir in voller Wahrheit:

Von der Berge Zinken,
Die mit Eise blinken,
Zu der Tiefe Schacht
Wandr' ich in der Nacht,
Ueber mir den Felsen,
Der zu stürzen droht,
Unter mir die Schlünde,
Ueberall der Tod.

Aber hatte ich nicht wenige Stunden zuvor Gottes Hilfe erfahren? Warum hätte ich jetzt mich ängsten sollen, obwohl mir graute? Mit dem 91. Psalm sprach ich: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. . . . Er wird dich mit seinen Fittigen decken, und deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln. . . Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“

Wir kamen glücklich nach Isigen zur Sennhütte hinunter, weckten die Anechte aus ihrem ruhigen Schlummer,

lebten gar herrlich an durstlöschender Käsmilch, baten dann um ein Licht und legten den Rest des Weges heiter und getrost zurück. — Es war halb zwei Uhr Nachts, zwanzig Stunden nach meinem Abmarsche von Sitten, als ich in der Lenk an meine Hausthür klopfte . . . „Gott Lob und Dank!“ hieß es zum Gruße. „Ja, Gott Lob und Dank,“ war mein Bescheid.

